



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M., oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Der stille Weg.

(2. Fortsetzung.)

Roman von Richard Stowronnek.

Erst als hinter der letzten Biegung des Weges das blinzelnde Lichtlein einer Straßenlaterne auftauchte, die den Anfang des Städtchens Malbeinen bezeichnete, entsann sich Henner, daß er für den Abend eine Einladung angenommen hatte, und es fiel ihm schwer aufs Herz, daß er's verabsäumt hatte, von Duesendorf aus ins Kasino zu telephonieren und Herrn und Frau Oberleutnant Hartung durch eine Ordonnanz eine Absage ausrichten zu lassen. Er hob die Uhr gegen die glimmende Zigarette — Schwere Not noch mal! es ging schon auf Mitternacht; aber wenn er scharf zuritt, glückte es vielleicht doch noch, bei einem Stegreifstrunk unter den letzten sechshaften Leutnants seinen Entschuldigungsversatz zu sagen. In dem geselligen Hartung'schen Hause lief man ja nicht so früh auseinander wie anderswo, kaum daß man nach dem glücklich überstandenen „sauren Mops“ das Kunststück vollbracht hatte, die sogenannte Feststrübe, einen mit gleichnerischer Leibbinde ausgestatteten Knaller, mit der vorförmlich mitgebrachten eigenen Zigarre zu vertauschen, und sich dann anstandshalber noch eine lange halbe Stunde im Herrenzimmer herumdrückte, um zuzuhören, wie nebenan im

Salon „Musik“ gemacht wurde. Da duldete man dann schweigend und ohne Klage, daß die bereits in höheren Dienstjahren stehende Tochter des Kommandeurs ihrem widerspenstigen Sopran die

Verficherung abnötigte, er grolle nicht, oder irgend eine andere, gefangsbesessene Bataillonsdame in einem angeblich steirischen Dialekt, den der unverheiratete und infolgedessen auf der Bank der Spöttel sitzende Kompagniechef der Ersten, Hauptmann von Kreienberg, eine mißlungene Kreuzung zwischen Elbing'sch und Wienerisch nannte, die Behauptung aufstellte, sie wäre verlaßen, wieder Sto-an auf der Straßen... Derartige Genüsse, die den unverheirateten Militärsoldaten vom Leutnant aufwärts unweigerlich in die Flucht schlugen, gab es bei Hartung's nicht, denn der Hausherr besaß die gar nicht hoch genug zu schätzende Eigenschaft, am Vorabend größerer Festlichkeiten den Klavierschlüssel zu verlieren. Und gab's wie heute einen intimen Herrenabend, so erregte die bloße Einladung schon mittags im Kasino „den Reiz der besitzlosen Klasse“, obwohl an leiblicher Verpflegung nichts weiter zu erwarten stand als ein auskömmliches Stück Braten und ein Glas Bier. Aber der Braten



Ninetta.

Gemälde von R. Sichel.

Copyright 1897 by Franz Hanussek.

war saftig, das Bier gut gepflegt, und die Art der Darbietung eine ganz andere als die sonst ortsübliche. Vor allem wurden nur gleichgestimmte Seelen eingeladen, so daß man frei von der Leber weg reden durfte, keinen die Ohren spitzenden Jäger oder Lohndiener hinter dem Rücken, der jedes, nicht ganz vorsichtig ausbalancierte Wort brühwarm zum Hause hinaustrug . . . an der Spitze der Tafel die zierliche kleine Hausfrau, die auch den schweigsamsten ihrer Gäste zum Reden zu bringen verstand, um ihm dann mit offenem Interesse zuzuhören, am andern Ende aber der Hausherr, der aufmerkamen Auges für das leibliche Wohl seiner Eingeladenen sorgte, hier die Bratenschüssel hinreichte, dort ein leeres Glas aus dem hinter seinem Stuhl stehenden Siphon mit sorgfältig gefühltem Maldeiner „Pilsener“ füllte und immer noch dabei Zeit fand, der allgemeinen Unterhaltung im kritischen Augenblick mit einem neuen, interessanten Thema beizuspringen, eine Tischgesellschaft, deren freundlich animierte Stimmung der sonst so bissige Hauptmann der Ersten stets in dem kurzen Trinkspruch zusammenzufassen pflegte: „Lieber Hartung, gestatten Sie, auf das Wohl der holdseligen Jhrigen! Und heute ist wieder mal ein Abend, der geeignet wäre, den Junggesellen mit der Institution des Familienlebens auszusöhnen!“

Henner von Sacrow ließ seine Bestie in schlanken Trab fallen, trotz des holprigen Maldeiner Pflasters, das bei der nur aus ein paar kümmerlichen Petroleumlaternen bestehenden Straßenbeleuchtung gefährliche Untiefen barg, denn es hätte ihm Leid getan, vor geschlossenem Haustor umkehren zu müssen. Und er durfte es sich schon herausnehmen, noch zu später Stunde anzupochen, denn Herr und Frau Hartung waren seine besten Freunde — wenn man von wirklichen Freunden sprach, eigentlich die einzigen, die er im Bataillon hatte. Mit dem Hausherrn zusammen hatte er die Kriegsschule besucht, aber so recht aneinandergeschlossen hatten sie sich doch erst, als dieser vor drei Jahren von Kolnar nach Maldeinen gekommen war mit einer jungen Frau am Arm, in die er sich natürlich a tempo und auf Anhieb verliebt hatte, wie im übrigen so ziemlich der gesamte unverheiratete Leutnant des Bataillons Gneisenau. Ein zierliches, schwarzhaariges Persönchen mit ganz unwahrscheinlich großen dunkeln Augen in einem geschickten Gesichtchen, Tochter eines elsfässischen Großindustriellen, der aber, wie die vorausseilende Mama besagte, bei irgend einem großen Krach sein Vermögen verloren haben sollte. Ganz so schlimm war es aber wohl nicht, denn die junge Frau trug Toiletten, die nach Stoff und Aufmachung sicherlich aus einem ersten Pariser Schneideratelier stammten und den Reiz sämtlicher Maldeiner Damen erregten; die beiden stämmigen Buben, die man der schlanken Mädchenfigur ihrer jungen Mama nicht ansah, waren stets wie aus dem Ei geschält angezogen, wenn sie mit dem Kindermädchen spazieren gingen, und nach zuverlässigen Berichten, die aus dem Kreis der Diensthöfen auf dem Umweg über die Hintertreppe und Küche in die höheren Sphären der Bataillons- und Bürgerdamen der Maldeiner Gesellschaft gelangten, wurde diese äußerliche Eleganz durchaus nicht mit Entbehrungen im innern Haushalt erkaufte. Der Jäger beschäftigte sich, wie bei allen verheirateten Leutnants, in der Bataillonsmenage, das aus dem Elsaß mitgebrachte Mädchen aber behauptete auf Befragen, „sie tät' so reichlich loche, daß sich — sac' nom d'Dieu — noch immer zehn Preussiens an dene übrig gebliebene Nestler fattede könnte!“ Sie ließ an den meisten Worten die Endsilben fort, ganz wie ihre junge Herrin, wenn sie sehr lebhaft wurde, und dieser Umstand im Verein mit ihrer bunten, von der ortsüblichen abweichenden Tracht erhöhte nicht nur bei der Maldeiner Dienstkollegenschaft ihr Ansehen und ihre Glaubwürdigkeit, denn nicht bloß im tiefsten Ostpreußen pflegt man allem Fremdartigen mit tief eingewurzeltstem Respekt zu begegnen. Daß ihre junge „Madam“ ihre eigene Köchin war, nächstens an der Nähmaschine saß, um die „Pariser Toiletten“ aufzubauen oder auf neu umzuändern, daß sie die Matrosenanzüge ihrer beiden Buben selbst zuschnitt und nähte, war ein landsmannschaftliches

Geheimnis, das von diesen „Preussiens“ ja niemand zu kennen brauchte. Und kein Mensch außer Henner von Sacrow wußte, daß die Mittel, die dieser tapferen kleinen Frau zur Verfügung standen, nicht allzuviel größer waren als ein baares, blankes Oberleutnantsgehalt, denn die reiche Mitgift war damals wirklich bis auf einen verhältnismäßig geringfügigen Rest verloren gegangen. An dem Tag, da sein Freund Hartung ihm darüber in vertrauter Stunde ein paar Andeutungen machte, hörte Henner auf, der jungen Frau die oberflächlichen Huldbungen eines Courtschneiders darzubringen, und fing an, um ihre Freundschaft zu werben. Aus diesen Anfängen aber hatte sich mit der Zeit ein fast geschwießerliches Verhältnis entwickelt, dem Henner es verdankte, daß er endlich angefangen hatte, ernsthaft an die Erfüllung der Bedingung zu gehen, die ihm von seinem alten Onkel Jobst auf Klingewen für die letzte Sanierung seiner Finanzen gestellt worden war, denn die junge Frau nahm ihre geschwießerlichen Pflichten ernst und konnte nach einem Rückschlag Henners in das alte, ziellose Bummelleben zuweilen eine höchst energische Mahnerin werden. Von ihrem Gatten, der fleißig über den Büchern saß, wenn sie die stinke Nadel führte, und dem sie das durchgenommene Penjum stets abhören mußte, wußte sie über den für die Kriegsakademie zu bewältigenden Lernstoff ganz genau Bescheid, und wenn man ihr zum Beispiel vorzuschwindeln gedachte, man hätte am Abend vorher den Dreißigjährigen Krieg durchgenommen, konnte man sich darauf gefaßt machen, daß sie einen mit den klugen dunkeln Augen prüfend ansah: „So so, den Dreißigjährigen Krieg. Na dann sagen Sie mir 'mal rasch, wie im Westfälischen Frieden die Gebietsverhältnisse geregelt wurden. Frankreich behielt die Bistümer Toul, Metz und Verdun, bekam die Landgrafschaft im Ober- und Unterelsaß . . .“ Na und wenn man dann natürlich nicht weiter wußte, suchte sie mit den Achseln. „Na schön. Und nun stellen Sie sich vor, lieber Henner, Sie hätten als Thema für die historische Arbeit Richelieus Einfluß auf die österreichische Vormachtstellung nach Abschluß des Westfälischen Friedens' gefriegt! Also doch minus, und zwar mindestens zehn Punkte! . . .“ Da kniff man die Ohren an, ging nach Hause und lernte. Oder man hatte den Kopf voll Sorgen, trug ein mißmutiges Gesicht herum, weil die Manichäer mit der großen Zwacke drohten, ohne daß man ein anderes Beschwichtigungsmittel hatte als die Bertröstung auf die nach bestandnem Examen sicherlich eintreffende Klingewer „Silberflotte“, dann wußte die kleine Frau stets einen Rat, der für eine Weile einen freien Kopf brachte, eine Schiebung mit der „Kleiderkasse“, einen höflichen Brief mit einer kleinen Abzahlung oder irgend ein anderes Mittel. Jedesmal aber am Schluß solcher Konferenzen die Mahnung: „Heiraten Sie, lieber Henner, sonst werden Sie mit Ihrem angeborenen Talent zum leichtsinnigen Geldausgeben niemals Ordnung in ihre Finanzen kriegen. Eine wirtschaftliche und sparsame Frau natürlich, aber Sie brauchen ja nicht weit zu suchen. Was hier in der Umgegend auf den in bürgerlichen Händen stehenden Rittergütern heranwächst, hat wirtschaften und sparen gelernt . . .!“ Also da hoffte er wohl Absolution zu finden, wenn er noch am späten Abend mit der Meldung kam: „Befehl ausgeführt, Frau Annemarie. Und verzeihen Sie gütigst, wenn ich ohne Entschuldigung fortgeblieben bin, aber ich hatte keine Zeit, mußte die zukünftige Frau von Sacrow zweimal aus schwerer Bedrängnis befreien . . .“

Und fast hätte er den „Anschluß verpaßt“; als er vom Marktplatz in die Allenberger Straße einbog, in der Hartungs wohnten, hörte er einen Haustürschlüssel sich freischend im Schloß drehen, ein halbes Dutzend Offizierssäbel klapperten schon ein ganzes Ende weit vor ihm über das Steinpflaster der stillen Gasse, aber, Gott sei Dank! die Vorderzimmer im ersten Stock waren noch hell erleuchtet. Da richtete er sich im Sattel auf und klatschte laut in die Hände. Oben öffnete sich ein Fensterlügel, der kurzgeschorene Kopf des Oberleutnants Hartung reckte sich heraus. „Hat einer der Herren vielleicht etwas vergessen?“

„Ja, nämlich sich zu entschuldigen, daß er nicht gekommen ist!“
 „Ach so, du bist's, Henner? Na für so späte Gäste ist der Ausschank eigentlich schon geschlossen, aber wart' einen Augenblick, ich schick' den Jäger hinunter, damit er deine Bestie gleich nach Hause führen kann . . .“

Die erste Überraschung nach Henners ein wenig krausem Bericht, in dem er vor dem vertrauten Freundespaar sein ganzes Herz ausgeschüttet hatte, war vorüber. Er saß in Hartungs Schreibtischsessel mit glückstrahlendem Gesicht, denn beim Wiedererzählen all der großen und kleinen Begebenheiten des Abends war es wieder wie ein Rausch von Liebe und Seligkeit über ihn gekommen . . . Der Hausherr ging auf dem dicken Smyrnatteppich auf und ab, rieb nachdenklich, wie es seine Gewohnheit war, das glattrasierte, bläulich schimmernde Kinn in der hohlen Hand, Frau Annemarie aber machte sich mit abgewendetem Gesicht etwas an dem Rauchservice zu schaffen, und es entstand eine lange, ziemlich peinliche Pause des Schweigens.

„Na,“ sagte Henner schließlich ein wenig verwundert, „freut ihr euch denn gar nicht mit mir?“

„O ja,“ erwiderte der Hausherr bedächtig, „vor allem darüber, daß du dich zwar heftig verliebt, aber doch nicht gleich, wie es nach deinem Bericht zuerst den Anschein hatte, a tempo verlobt hast!“

„Das kommt natürlich erst,“ lachte Henner, „morgen oder übermorgen oder später . . . wann, ist ziemlich egal, ist ja auch nur noch eine leere Formalität, denn in der Sache selbst bin ich mit mir und, wie ich glaube, auch mit ihr nach dem heutigen Abend so ziemlich einig . . .!“

„So so . . . hm hm . . . na ja . . .“ Der Hausherr rieb wieder an seinem Kinn . . . „Ich wollte damit auch nur gesagt haben, ehe man sich verlobt, überlegt man doch ein bißchen, erkundigt sich vielleicht auch hie und da, versucht auch den Charakter seiner Zukünftigen ein wenig kennenzulernen, so weit diese kleinen Racker's einen da hineinfucken lassen — im großen und ganzen bleibt's doch ein Lotteriespiel, ja — und ich meine, ein königlich preußischer Oberleutnant, ehe er einen so folgenschweren Schritt unternimmt, hat mehr als jeder andere Staatsbürger die Pflicht, sich irgendwo eine Goldwage auszuborgen, um auf ihr . . .“

Henner unterbrach ihn mit einer unwilligen Handbewegung: „Na erlaube mal, in diesem Fall dürfte doch wirklich nicht viel zu überlegen sein. Alexandra Komtesse Prahlstorff, Tochter des Grafen Prahlstorff, weiland Rittergutsbesizers und Standesherrn auf Prahlstorff, Langenbeide und Biellau . . .“

„Ja, der sich wegen unrettbarer Überschuldung und einiger sonstigen Affären, die mit dem Armel an den Staatsanwalt streifen, totgeschossen hat. Seine Tochter aber saust seitdem in der Welt herum, immer auf der Jagd nach der großen Partie . . .“

Henner war aufgesprungen. „Franz, wahr' dich, du sprichst von der zukünftigen Frau von Sacrow . . .!“ Der Hausherr aber reichte die untersekte Gestalt heraus, schlug mit einem Klatschen die festen Hände auf dem Rücken ineinander und vollendete trotz eines abmahnennden Blickes der Gattin den begonnenen Satz: „. . . und da sie diese anscheinend auswärts nicht gefunden hat, ist sie in die alte Heimat gekommen, um zu guter Letzt hier noch einmal ihr Glück zu probieren! Was aber dein Anschreien betrifft, mein Jungchen: ein Hundsfott wär' ich, aber nicht dein Freund, wenn ich, wo du so lichterloh brennst, mit einem Gießkännchen angekommen wär', statt gleich mit der großen Feuerspritze! Also seh' dich jetzt nur ruhig wieder hin — Annemie, sieh mal nach, ob für ihn und mich noch ein Glas Bier da ist — und dann wollen wir ganz aifemang und dufemang den Fall erörtern. Haben ja noch Zeit, mein Dienst fängt erst um halber Sechse an!“

Frau Annemarie hatte sich erhoben und Henner ein Glas Bier kredenzte. „Da, Franz hat recht, beruhigen Sie sich mal erst ein bißchen. Und entschuldigen Sie, wenn er so grob herausgeplatzt ist, aber es war ein zu merkwürdiges Zusammen-

treffen. Den ganzen Abend über war nämlich hier von der Komtesse Prahlstorff die Rede — die Herren hatten es mittags im Kasino von dem Grafen Rehna erfahren, daß sie vor acht Tagen wieder nach Hause gekommen wäre — na und da wurden denn die ganzen, wie es scheint, nicht besonders erquicklichen Verhältnisse durchgesprochen. Uns beiden waren all' die Geschichten neu, und ich muß sagen, ich hab' erst mit Interesse zugehört, dann aber mich geärgert, denn der Hauptmann Kreienberg erzählte, dieser Graf Rehna hätte in allerdings nicht mehr ganz nüchternem Zustand allerhand Andeutungen gemacht, als wäre er vor einem Rendezvous mit dieser jungen Dame am heutigen Nachmittag ausgekniffen, weil's ihm zu gefährlich gewesen wär', hätt' er gesagt. Na und wie nun unsere Gäste fort sind, entriß' ich mich ein bißel über diesen Kavalier, der da aber stellt sich auf und sagt: ‚Paß auf, Annemie! In die Richtung von Quessendorf ist er geritten, und er hat schon immer so 'e Glück, der gute Henner, also morgen mittag kommt er her und erzählt uns, er hätt' sich in diese sagenhafte Komtesse verliebt. Aus welchem andern Grund sollte er sonst wohl heute abend, dazu noch ohne Entschuldigung, fortgeblieben sein?!‘ Ich lach noch und sag': ‚Geh, Alter, mach Tanz!‘; aber zehn Minuten später stehen Sie hier im Zimmer und erzählen uns wirklich, was der da“ — sie wies auf ihren Gatten — „prophezeit hat!“

Henner hatte sich in seinen Stuhl zurückfinken lassen und starrte vor sich hin. Er versuchte das eben Gehörte mit dem zu vergleichen, was ihm Aliz erzählt hatte, als sie nach dem Abendessen vor der Quessendorfer Parkveranda auf und niedergingen, von dem Jagdunfall, der ihren Vater das Leben kostete, von dem dadurch notwendig gewordenen Verkauf der Güter, und das alles hatte so wahrhaftig und aufrichtig geklungen, aber der Schlag da jetzt eben war zu jäh gewesen, er vermochte seine Gedanken nicht so klar zu ordnen, um Wahres vom Falschen zu unterscheiden. „Ja . . . sehr merkwürdig“, sagte er schließlich mehr zu sich selbst als zu den beiden andern.

Frau Annemarie hatte inzwischen mit dem Gatten einen Blick gewechselt, auf den dieser nur mit einem Achselzucken antwortete. Jetzt trat sie zu Henner hin und legte ihm tröstend die kleine Hand auf die Schulter. „Ach Gott, lieber Henner, die Leut' schwäge viel daher, am allermeist', wenn sie 'nem andere was ahänge könne! Ich mein' also, selbst prüfen ist das allerbest'! Nicht übereilen und genau zusehen natürlich, aber dann auch nach dem eigenen Kopf handeln. Und der Grobian da hätt' seine Bedenken auch vielleicht in sanftere Worte kleiden können!“

Henner zog die Hand seiner Freundin dankbar an die Lippen und nahm den hingeworfenen Gedanken begierig auf. „Ja, fährt mir gleich in die Parade, daß ich fast auf den Rücken schlage. Und gewiß werd' ich prüfen; aber wer wagt denn zu behaupten, sie hätte mich belogen, als sie mir heute von einem Unfall erzählte? Man hat's ihr erzählt, ihr Vater hätte so geendet, und sie weiß es nicht anders. Was aber geht's mich denn an, was ihr Vater getan hat und was vor der Stunde gewesen ist, in der wir uns kennenlernten? Unser Leben hat doch erst heute angefangen, und wenn ihr vorgeworfen wird, sie wäre drauf ausgewesen, sich zu versorgen, was beweist denn das? Doch nur, daß sie bisher noch keinen Mann getroffen hat, um den sich's verlohnt hätte, all dem Glanz, in dem sie geboren und aufgewachsen ist, zu entsagen! Und habe ich vielleicht das Recht, da einen Stein aufzuheben? Wenn mich Heiratsgedanken plagten, habe ich da je etwa an ein armes Mädcl' gedacht? Traurig genug, daß der Nock da, den wir tragen, uns auch nach dieser Richtung hin nichts als Schranken auferlegt!“

Der Hausherr war plötzlich ganz ernst geworden. „Ach nein, lieber Henner, nur die allernotwendigsten, um nämlich den verheirateten preußischen Offizier davor zu bewahren, daß er zum Proletarier wird, daß er zum Dienst nicht mit schiefgetretenen Stiefelabsätzen und schädigen Nahrungsforgen gehen muß. Wenn du die Lebenswürdigkeit haben willst, dir die

einschlägigen Bestimmungen ins Gedächtnis zurückzurufen, wirst du die überraschende Entdeckung machen, daß dein jetziger persönlicher Zuschuß, mit dem du freilich bisher niemals wirklich ausgekommen bist, nach Ansicht der maßgebenden obersten Kommandostellen bereits hinreichend ist, um standesgemäß eine Frau zu ernähren. Was aber traurig ist — der Oberleutnant Hartung erhob seine Stimme — „das ist, daß wir dahingekommen sind, die Regel als Ausnahme anzusehen. So vermannont, verweichlicht und mit allerhand überflüssigen Luxusbedürfnissen verseucht sind wir, daß die Armut, die früher allem Proletariat gegenüber unsern Adel und Stolz ausmachte, heute ja noch nicht gerade eine Schande ist, aber doch recht merklich am Fortkommen hindert, den damit behafteten Offiziersoldaten nämlich!“

Henner von Crow zuckte mit den Achseln. „Verstehe nicht, weshalb du dich so aufregst, Franzel, und hier mit heftigen Armbewegungen den Prediger in der Wüste minnst! Das ist doch ganz selbstverständlich, daß wir uns mächtig einschränken werden. Ich bin dazu fest entschlossen, und von meiner Zukunft bin ich überzeugt . . . aber was rede ich da, du kennst sie ja gar nicht, hast also auch kein Urteil über sie!“ Und er langte nach seiner wappengeschmückten Tabaksdose, um sich eine Zigarette zu drehen, legte die feinen goldgelben Tabakfäden in das schmale Papier, rollte sie einmal rasch zwischen den geübten Fingerspitzen und führte den Saum des Papierblättchens an die Lippen. Schon bedeutend ruhiger als vorher, denn nach dem ersten, inzwischen ja erlebigen Ansturm ging die Debatte eigentlich nur noch um Selbstverständlichkeiten.

Der Hausherr hielt ihm ein brennendes Streichhölzchen hin und lächelte so eigentümlich. „Na schön, dann sagst nur an mit dem Einschränken. Es ist ja auch weiter nicht so schlimm, es gehört nur eine ganze Portion von Charakterfestigkeit und moralischer Tapferkeit dazu!“ Die kleine Hausfrau aber wurde ordentlich ärgerlich, titulierte ihren Gatten einen „fatten Pharisäer“. Und zu Henner gewandt, fuhr sie lebhaft fort: „Es ist wirklich e starkes Stück, sich einzubilde, man hätt' die altpreuß'isch' Entschlossenheit allein gepachtet, andre Leute könnt' e'm das nit nachmachen! Ich bin doch auch leidlich verwöhnt gewesen von zu Haus; als es aber darum ging, meinem Dicken da seinen geliebten Soldatenberuf zu erhalten oder ins Zivil abzumarschieren, da hab ich mir diese Verwöhnungen eben abgewöhnt. Als damals vor drei Jahren der ominöse Brief kam: 'Gnädige Frau, trotz aller Anstrengungen ist es mir nicht gelungen, von Ihrem ganzen Vermögen mehr als fünfunddreißigtausend Mark zu retten', da hab' ich mich natürlich erst gründlich ausgeheult, dann mir aber einen Ruck gegeben. Setzte mich an meinen Schreibtisch und fing an, alles abzustreichen, was überflüssig war. Die beiden Gäule, die Hunde, die Köchin und das Stubenmädchen, den Weinkeller, die Badereise, die dicken Zigarren und Taylor-made-Toiletten, und als ich fertig war, ging ich zu meinem regierenden Gatten hinüber, der am andern Fenster saß und vor lauter Stumpfsinn und Verschmetterung schon den vierten oder fünften Hennessy trank, und sagte: 'Es geht nicht nur, mein lieber Alter, sondern es bleibt sogar noch etwas übrig für unvorhergesehene Ausgaben. Nur natürlich war das eben dein letzter Hennessy, und versehen müssen wir uns lassen, denn ich habe keine Lust, mich hier in Kolmar von den Walfüren sämtlicher Waffengattungen bemitleiden zu lassen! . . .' Na, und ein paar kleine Rückfälle abgerechnet, ging's wirklich. Vier Wochen später landeten wir hier in Malbeinen, und es fing ein ganz neues Leben an. Sehr viel bescheidener als das alte, dafür aber — wie soll ich's nur am besten ausdrücken? — also um so innerlicher. Vor lauter Festins und oberflächlichen Zerstreungen war man ja gar nicht dazu gekommen, sich ein bißchen auf sich selbst zu besinnen, und richtig lieb gewonnen haben wir uns erst, als wir aufhörten, daran zu denken, was am Abend vielleicht 'los' sein könnte; als wir anfangen, ein gutes Buch, das wir zu zweien lasen, einer geräuschvollen Geselligkeit vorzuziehen, wie wir mit einem Male merkten, daß uns die kalte

Stulle mit einem Gläschen Dünmbier eigentlich viel besser schmeckte als früher die Dinners mit sechs Gängen und dreimal so vielen gleichgültigen Menschen. Na und wie wir heut' gefonnen sind, mein Franzl und ich, möchten wir unser Leben von heute nicht um eine Welt mit dem ewigen Trallala und „morgen wieder lustig von früher vertauschen! Also es bekommt gut, das spartanisch einfache Leben, und ist gar nicht so schwer, nur lieb, rechtschaffen lieb muß man sich natürlich haben!“ So schloß sie mit einem Aufatmen und streckte ihrem Gatten lächelnd die Hand entgegen. Henner aber nickte seiner tapferen kleinen Freundin, die so mannhaft für seine Allie in die Bresche gesprungen war, dankbar und glücklich zu. Liebe? Daran fehlte es, Gott sei Dank, nicht! Das Herz sprang ihm ja fast auseinander vor lauter Seligkeit, und in den paar Stunden war er schon ein ganz anderer Mensch geworden, tausend Gelübde und heilige Vorsätze in der Brust . . .

Der Oberleutnant Hartung rieb ein paar Augenblicke lang das Kinn in der hohlen Hand, als überlegte er, ob's nicht verlorene Mühe wär', an den rettungslos verliebten Menschen da drüben noch mahnende Worte zu verschwenden, schließlich warf er den Kopf in den kurzen Nacken zurück . . . „Na schön. Jedenfalls braucht man sich hinterher keine Vorwürfe machen zu lassen, man hätte nicht, so lange es noch Zeit war — na und so weiter! Also Junge, Henner“ — seine Stimme bekam ordentlich einen herzlichen Klang — „sieh dich vor! Spring nicht mit beiden Füßen zugleich in diese Affäre hinein, laß das Feuer, das jetzt freilich lichterloh brennt, dir nicht über dem Dach zusammenschlagen! Leg erst 'mal eine gewisse Zeit zwischen heute und deinen letzten Entschluß, die Komtesse selbst wird es sicherlich ja gar nicht erwarten, daß du schon in den nächsten Tagen eine Entscheidung haben willst. Und halt mich um Gottes willen für keinen Wüstenprediger, hab' gar keinen Beruf dazu und wäre dir am liebsten, wenn die Affäre anders läge, um den Hals gefallen: 'Mensch, Junge, Bruderherz, ich freue mich unbändig, denn was dir zur Vollkommenheit noch fehlt, ist eben eine ordentliche, tüchtige junge Frau! Sparjam, energisch und ehrgeizig, natürlich dabei aber ein lieber Schatz und guter Kamerad . . . also, Henner, mit einer solchen Ergänzung deiner kolossalen Anlagen müßtest du kommandierender General werden!' . . . So aber? Ein Abenteuer mit wenig tröstlichem Ausgang, wenn du nicht deinen klaren Kopf behältst. Hier in diesem Zimmer sind über die junge Dame, die du zu deiner Frau machen willst, zu herbe Urteile gefällt worden und, wohlgemerkt, von Leuten, die sie kennen und ihre Zunge nicht gerade leichtfertig spazieren führen, als daß ich dir nicht mit aller Eindringlichkeit raten müßte: übereil' dich nicht! Aber, um endlich Schluß zu machen, denn der Morgen graut schon in die Fenster, also gib mir dein Wort, Henner, vor Ablauf von — na sagen wir mal — drei Wochen der Komtesse Prahlstorf keinen entscheidenden Antrag zu machen!“

„Bedaure!“ erwiderte Henner schroff, erhob sich und stäubte die Zigarettenasche von seinen Kleidern.

Der Oberleutnant Hartung zuckte mit den Achseln. „Na denn nicht, mein Herr! Gute Nacht, ich geh jetzt schlafen, denn mein Dienst fängt in etwa drei Stunden an. Wenn du mit der lieben Reinigen von deiner Zukünftigen weiter schwärmen willst, hab ich nichts dagegen!“ Und schon in der Tür, wandte er noch einmal den kurzgeschorenen Kopf. „Ich bin nicht etwa beleidigt, Henner, durchaus nicht. Nur traurig, daß wieder einmal ein besserer Mann, sozusagen ein Qualitätsmensch, am Weib zugrunde gehen soll! Und zwar weshalb? Weil es nicht eine Ergänzung der fehlenden Eigenschaften, sondern eine Akzentuierung, eine Übertreibung der eigenen, schlechten Eigenschaften darstellt, worüber Ew. Hochwohlgeboren in Ansehung des eigenen Falles vielleicht ein wenig nachzudenken die Liebenswürdigkeit haben. Gute Nacht!“

Er war gegangen, Frau Annemarie stand ebenfalls auf. „Ja, Henner, ich weiß Ihnen auch keinen andern Rat zu geben! Oder vielleicht doch: Bitten Sie die Komtesse, mich



Iman der Schreckliche an der Leiche seines Sohnes.
Gemälde von J. G. Schwarz.

einmal zu besuchen. Zwischen Frauen bespricht sich so etwas leichter, und ich will ihr gern aus meiner, doch immerhin dreißährigen Erfahrung . . . nicht abreden," fuhr sie beschwichtigend fort, als Henner eine rasche Bewegung machte, „wie sollte ich wohl dazu kommen? Wenn sie aber durch mich über das aufgeklärt ist, was ihrer an Sorgen und Pflichten harrt, dann, Henner, stellen Sie die entscheidende Frage. Und an ihrem Gesicht werden Sie es sehen, ob sie's ehrlich meint. Steht darin die heilige Entschlossenheit geschrieben, mit Ihnen durch dick und dünn zu gehen, wie es auch kommen mag, gut, dann wagt es miteinander. Wenn aber nicht, lieber Henner, dann nehmen Sie Ihr Herz in beide Hände und trösten sich: Bin einem bunten Vogel nachgelaufen, als ich ihn aber bei den Federn griff, da sah ich, daß er keine Seele hatte!"

Er zog die beiden kleinen Hände nacheinander an die Lippen. „Gute Nacht, Frau Annemarie, und haben Sie Dank. Aber haben Sie mir wirklich keinen bessern Rat mit auf den Weg zu geben? Keinen bessern Rat, als prüfen, warten und noch einmal warten?"

Sie schüttelte den Kopf mit den dicken schwarzen Flechten, die wie eine dunkle Krone über dem feinen, klugen Gesichtchen standen. „Nein, Henner! Denn im innersten Herzen muß ich meinem Mann recht geben. Es ist ein schwerer Weg, und es gehört viel, viel mehr Liebe dazu, auf ihm nicht zu erlahmen, als eine flüchtige, heiße Stunde hergeben kann. Und der ‚Scheffel Salz‘ ist ein zwar prosaisches, aber um so wahreres Wort. Man muß ihn wirklich miteinander gegessen haben, um auf den Punkt zu kommen, auf dem man praktischer Philosoph wird. Alle paar Tage aber eine Anfechtung: Warum gerade mir so? Warum gerade mir dies Leben voll von Entzagen und grauen Pflichten, die nur durch die Art der Betrachtung eine freundlichere Färbung gewinnen? . . . Die bunten Schmetterlinge, die nicht zu rechnen brauchen, haben's viel leichter, und es gehört viel Tapferkeit dazu, den häßlichen Reid immer wieder aufs Haupt zu schlagen, nament-

lich, wenn man selbst früher ein so bunter, sorgloser Schmetterling war . . . na, Gute Nacht, Henner! . . .
„Gute Nacht, Frau Annemarie . . .“

* * *

Er ging durch die stahlblaue Dämmerung des aufsteigenden Morgens nach Hause, scharf zeichneten sich in dem schleierlosen Licht die armseligen Konturen der niedrigen Häuser ab; sein sporenklirrender Tritt weckte in der stillen Gasse lauten Widerhall, und mühsam hoben sich aus Dachrinnen und Baumgezweig die Stimmen der erwachenden Spägen. Verfloren war die übermütige Siegerstimmung, das traumhafte Glückseligkeitsgefühl, der nüchterne Werktag zog wieder auf. Fünf Uhr dreißig stand die Kompanie feldmarschmäßig auf dem Kasernenhof, die Aufgaben für die beiden Vizefeldwebel, die ihre Offiziersprüfung ablegen sollten, waren noch zu überdenken . . . keine der üblichen „Türken“, denn der Kommandeur hatte sich angefangt . . . eine reichliche Faust voll Rosen mußte er auch noch natürlich am Vormittag nach Duesendorf hinüberschicken . . . natürlich, das war doch das wenigste, was sie beanspruchen durfte, zum Zeichen, daß er ihrer gedacht hatte . . . eigentlich hätten dazu ein paar nette Verse gehört, aber am Ende war's wirklich besser, sich nicht gleich von vornherein so fest zu binden . . . Unsinn, die dunkeln Augen, die sich heut abend tief in die feinen versenkt hatten, konnten nicht lügen! Darin hatte es gestanden: mit dir geh ich durch Feuer und Wasser, über Steine, Dornen und Tiefen. Also komm, sag an, herzallerliebster Schatz, spring mit mir über die Flamme hinein in das heiße Leben! Wie in den alten Mären am Sonnwendtag die ritterbürtige Magd mit dem Schwerträger durch das Feuer sprang — was jenseits lag, scherte sie den Tod und den Teufel! . . . Und ein heißes Begehren stieg in ihm auf, wie in dem Augenblick am Waldsee, da sich ein weißer, schlanker Arm mit ringgeschmückter Hand vor sein Gesicht geschoben hatte — — —
(Fortsetzung folgt.)

Über Berufskrankheiten der Lehrer.

Von Dr. Cohen-Kysper.

Nach einer statistischen Erhebung, die einmal über die Erkrankungen vorgenommen wurde, die unter der Leipziger Lehrerschaft während eines Jahres vorgekommen waren, fand sich, daß 28 v. H. aller Fälle die Atmungs- und Sprachorgane betrafen. Eine andere Umfrage, die unter den englischen Volksschullehrerinnen angestellt wurde, kam sogar zu dem Ergebnis, daß 45 v. H. aller Lehrerinnen an ausgesprochenen chronischen Affektionen des Rachens und Kehlkopfes litten. —

Das sind bedeutende Zahlen. Wenn auch die letztere sicher mit Vorsicht aufzunehmen ist. Denn wenn man darauf ausgehen wollte, seine Mitmenschen, ganz gleich welchen Berufes, peinlichst auf Veränderungen in den Halsorganen zu untersuchen, besonders diejenigen, die mit 16 bis 20 Atemzügen in der Minute ebensooft eine Luft einatmen, die als „Großstadtkluft“ in ihrer ganzen tausendfachen Verderbtheit gekennzeichnet ist, dann könnte man wohl zu der Ansicht gelangen, daß normale Halsorgane seltene Ausnahmen seien.

Allein die Natur selbst ist gar nicht so peinlich. Die wunderbare Anpassungsfähigkeit des Organismus gestattet eine weitgehende Zuanpruchnahme und Abnutzung besonders solcher Organe, die mit der rauhen Außenwelt am meisten in Berührung kommen, und infolgedessen auch Abweichungen von der strengen Norm, für die der Begriff der Krankheit doch noch nicht gerechtfertigt wäre. Aber immerhin weiß jeder Arzt und jeder Halsspezialist, daß die Lehrerschaft einen besonders starken Anteil zu den Erkrankungen der Organe stellt, die in ihrem Beruf am meisten gefährdet sind, nämlich zu katarhalischen Affektionen im Gebiet der Luftwege und Störungen

im Kehlkopf. Man hat daher wohl das Recht, von Berufskrankheiten der Lehrer zu sprechen.

Verschiedene Ursachen treffen dabei zusammen. Zunächst das viele Sprechen. Anhaltendes Sprechen bewirkt eine stärkere Blutfüllung der Schleimhäute; diese wieder ist der Boden, auf dem schädliche Reize leichter ihre Wirkung entfalten können. Ein solch schädlicher Reiz kann im Winter allein schon die Schulluft sein, besonders dann, wenn nicht alle Forderungen der Technik und der modernen Hygiene erfüllt sind, wenn der Raum im Verhältnis zur Kopfszahl zu klein ist und wenn die Heizungsanlagen nicht den besten Systemen entsprechen. Dazu kommt dann noch die häufig schwierig zu lösende Aufgabe, gründliche Lüftung zu erzielen und dabei Zugluft zu vermeiden, und vor allem macht sich der rauhe Wechsel vom Warmen ins Kalte geltend, wenn der Lehrer, noch erregt vom Unterricht, den kalten Korridor betritt, oder wenn er unten im Hof die liebe Jugend zu überwachen hat. Die Kinder sind dabei viel besser dran. Sie tummeln sich umher und vermeiden dadurch leichter Erkältungen. Auch pflegen sie sich für gewöhnlich durch ihren Anteil am geleisteten Pensum nicht so übermäßig erhitzen zu lassen; im Gegenteil, sie setzen ja leider den heißen Bemühungen um ihre Kultur häufig nur allzuviel Kälte entgegen.

Übrigens hat der Arzt auch bei Kindern häufig Gelegenheit festzustellen, daß sie mehr an Erkältungen zu leiden beginnen, sowie sie erst die häusliche Ungebundenheit verlassen haben und die erste Zeit der Schule für sie gekommen ist. Es zeigt sich dann schon vielfach das, was man eine katarhalische

Disposition nennt. Diese Erscheinung macht sich gewöhnlich schon frühzeitig bemerkbar, und gerade unser Thema läßt ein besonderes Wort darüber angepaßt erscheinen.

Es gibt Menschen, die kaum jemals einen Schnupfen haben. Sie gebrauchen ihre Taschentücher nur, um sich Vergiftungsknoten hineinzumachen. Es kommt sogar vor, daß sie sich aus diesem Grund für krank halten oder wenigstens nicht ganz vollwertig, denn ab und zu ein tüchtiger Schnupfen, „wenn's recht herauskommt“, das gilt als Erfordernis regelrechter Gesundheit. Es ist das noch ein Rest aus den alten Zeiten der Humoralpathologie, die die Krankheiten auf die „Säfte“ des Körpers zurückführte, die, nebenbei gesagt, nachdem sie durch die exakte medizinische Forschung einmal gründlich ausgetrieben war, neuerdings auf dem gleichen Weg wieder zurückgekommen ist und in der Toxin- und Antitoxinlehre eine merkwürdige Wiederauferstehung gefeiert hat. Andere Menschen wieder können tun und lassen, was sie wollen, und kommen doch nie aus ihren Erkältungen heraus. Der geringste Anlaß genügt, um Katarthe in den verschiedenen Teilen der Luftwege auszulösen. Es ist das eine Anlage, die man gewöhnlich bei mehreren Familienmitgliedern findet, die also auf Vererbung beruht. Denn auch pathologische Dispositionen können sich vererben, genau wie alle anatomischen Merkmale und psychischen Besonderheiten von den allgemeinen Charaktereigenschaften bis zu den Eigentümlichkeiten der Handschrift. Früher meinte man, daß sich die Krankheiten selbst vererben, und auch jetzt noch wird dem Arzt diese Frage öfter vorgelegt. Das gibt es nicht. Wo es scheinbar vorkommt, liegt eine Übertragung von Krankheitserregern vor. Was sich vererbt, ist nur die Neigung, auf gleiche schädliche Einflüsse in gleicher Weise zu reagieren. Findet sich also eine solche katarthale Anlage bei einem Kind, dann liegt, wenn die Frage der Berufswahl reif ist, alle Veranlassung vor, den Lehrberuf ausscheiden zu lassen.

Es wird in dieser Beziehung gar nicht so selten gefündigt. Vorbeugen ist alles. Späterhin, wenn die Schwierigkeiten bemerkbar werden, schaut man davor zurück, zu einem andern Fach überzugehen, und so gibt es viele Lehrer und Lehrerinnen, die immerfort mit dem Arzt zu tun haben, ohne daß man ihnen doch durchgreifende Hilfe bieten könnte.

Auch sonst will es scheinen, als ob den körperlichen Verhältnissen der Jugend, die zum Lehrerberuf bestimmt wird, nicht immer genügend Aufmerksamkeit gewidmet wird. Vielfach scheinen in dieser Hinsicht falsche Anschauungen maßgebend zu sein. Es gibt Eltern, besonders in minderbemittelten Kreisen, die den Sohn gerade aus dem Grund für besonders geeignet zur Lehrtätigkeit halten, weil er ihnen zu schwächlich erscheint, um in die Werkstatt des Vaters mit einzutreten oder sonst ein Fach zu ergreifen, das vorwiegend körperliche Kräfte verlangt. Nun ist es ja richtig; der Lehrer, als geistiger Arbeiter, hat hervorragende Muskelkräfte nicht nötig. Wohl aber gehört doch ein solides Kapital von Nervenenergie zu seiner Ausrüstung, und deswegen sollten schwächliche und gesundheitlich minderwertige junge Leute recht sorgsam geprüft werden, ob sie in dieser Beziehung den Anforderungen des Berufs gewachsen sind. Besonders die Zeit der Ausbildung ist dann häufig ein kritisches Stadium. Die Eltern sind oft nicht in der Lage, den Sohn zu ernähren, dann heißt es, mit kümmerlichen Stipendien haushalten; dazu die einseitig geistige Tätigkeit, die Vernachlässigung einer harmonischen Ausbildung des Körpers, und dies zu einer Zeit der Entwicklung, wo sie am nötigsten wäre. Zweifelloso wird in dieser Periode häufig der Grund zu späterer Neurasthenie gelegt, dieser Krankheit des Jahrhunderts, die, wie die Nervenärzte behaupten, ganz besonders häufig im Lehrerstand angetroffen wird. Ist doch der Lehrer auch später so oft nicht in der Lage, sich sorgenfrei seinem Beruf zu widmen. Wie viele, die ein zahlreiches Häuflein Kinder im Haus zu füttern haben, müssen nicht die Zeit, die sie sich selbst gönnen sollten, auf Nebenarbeiten verwenden, um ihrem Budget etwas aufzuhelfen und die Sorge fernzuhalten. Denn, leider, eine der Hauptkrankheiten dieses sonst so herrlichen Berufes, die er allerdings, was

ja als schwacher Trost gelten kann, mit manchem andern teilt, das ist die bescheidene materielle Anerkennung seiner Leistungen.

Daß die Organe, die im Beruf des Lehrers vor allem in Tätigkeit kommen, einer besonderen Pflege und Überwachung bedürfen, versteht sich von selbst. So sollte zum Beispiel stets darauf geachtet werden, daß die Nasenatmung frei erfolgt. Denn dies ist die physiologisch richtige Atmung, da die Nase einen Filtrierapparat darstellt, der staubförmige Körper der Atmungsluft abfängt; außerdem wärmt sie die Luft vor und feuchtet sie an. Sie ist also eine Schutzvorrichtung für die tieferen und empfindlicheren Teile der Luftwege, und das sollte von allen, die viel zu reden haben, gewürdigt werden. Es sei aber bemerkt, daß unter normalen Verhältnissen alle Art Spülungen, die vielfach beliebt sind, unnötig sind.

Dann ist die Stimmhygiene ein wichtiges Kapitel und ein weites Feld. Und dies kann man in dem kurzen Satz zusammenfassen, daß die beste Fürsorge der richtige Gebrauch ist. Es ist klar, daß ein Organ, das so viel hergeben soll, eine gewisse Rücksichtnahme verdient; also vor allem sollten übermäßige Anstrengungen vermieden werden. Denn jeder Mechanismus wird sich um so länger leistungsfähig erhalten, je zweckmäßiger damit umgegangen wird. Durch nichts wird die Abnutzung aller Organe im Körper mehr beschleunigt als durch eine Überanpannung ihrer Funktion. Diese übermäßige Belastung braucht nicht allein in zu lautem Sprechen zu bestehen, woran übrigens auch viele Lehrer leiden. Besonders jüngere neigen im schönen Eifer für ihre Sache häufig dazu, die Eindringlichkeit ihres Vortrages durch die Gewalt ihrer Stimme erhöhen zu wollen. Hauptsächlich sind es die vielerlei Unarten und Fehler beim Sprechen, die eine übermäßige Anstrengung des Organs mit sich führen. Wie ein gut ausgebildeter Sänger auch nach einer großen Wagnerpartie völlig frisch sein sollte, so sollte man auch stundenlang reden können, ohne immerfort das Glas Wasser auf dem Pult ergreifen zu müssen oder gar am Schluß heiser zu sein. Also müheloses Sprechen, das ist das Ziel der vorbeugenden Stimmhygiene. Jeder kann sich durch Studien und Selbstdisziplin dazu erziehen und, vorausgesetzt, daß nicht besondere Anomalien vorliegen, seine Stimme dadurch zu andauernder Leistungsfähigkeit heranbilden. Er braucht nur nach dem Grundsatz des geringsten Kraftmaßes zu verfahren, d. h. so zu sprechen, daß er das Gefühl hat, die beabsichtigte Wirkung mit der kleinstmöglichen Anstrengung erzielt zu haben. Alle Einzelheiten, die dabei noch in Frage kommen, z. B. Aussprache und Atemführung, ordnen sich diesem Zweck dann von selbst ein. Denn gerade die Funktion der Sprache läßt das Wunderbare, daß eine vorgestellte und gewollte Wirkung automatisch durch die Vereinerung vieler Einzelfunktionen erreicht wird, besonders hervortreten. Niemand denkt daran, einen Ton von gewisser Höhe und Stärke dadurch hervorzubringen, daß er diese oder jene Bewegung mit den Stimmbändern ausführt. Allein die Vorstellung des Tones genügt, damit alles übrige von unbewußten Funktionen, anfangs mit Schwierigkeiten, später durch die Übung immer leichter ausgeführt wird.

Unzweckmäßiger Gebrauch der Stimme ist offenbar vielfach auch die Ursache für eine Erkrankung der Stimmbänder, die in jedem Beruf, der starke Ansprüche an die Stimme macht, heimisch ist. Es ist dies die Bildung eines kleinen Knötchens, gewöhnlich am Rand der Stimmbänder, und zwar meist an einer sehr bezeichnenden Stelle, nämlich auf der Grenze zwischen vorderem und mittlerem Drittel der Stimmbänder, ein Umstand, der es allein wahrscheinlich macht, daß dies eine Folge anormaler Funktion ist. Übrigens sind es durchaus harmlose Geschwülste, die heutzutage meist ohne Schwierigkeiten entfernt werden können. In früherer Zeit aber, vor der Erfindung des Kehlkopfspiegels, war solchen Menschen nicht zu helfen; daran muß man sich manchmal erinnern, um die wunderbaren Fortschritte der Medizin richtig zu würdigen.

Strenge sollte es auch vermieden werden, mit einer katarthale erkrankten Stimme Unterricht zu erteilen. Das



Waldehauber.
H. Müller & Sohn.

Instrument, das schon in gesunden Zeiten so viel zu erleiden hat, sollte wenigstens während einer krankhaften Störung völlige Schonung genießen. Nur dann kann man auch auf eine recht gründliche Ausheilung rechnen. Wird ein böser Katarrh nicht aus allen seinen Schlupfwinkeln herausgetrieben, dann bleibt immer eine gewisse Neigung zurück, bei neuen schädlichen Einwirkungen wieder aufzuflackern, dann ist der zweite Anfall schon etwas hartnäckiger und der dritte noch mehr, und so entwickelt sich allmählich der chronische Katarrh, der dann schon viel ernstere, Zeit und Geld raubende Anstrengungen erfordert, bis man ihn wieder los wird. Aber hier schneide ich ein Kapitel an, das der Arzt nicht ohne leisen Tadel berühren kann. Lehrer sind häufig schwierige Patienten. Und das ist ganz verständlich. Wer so viel gefragt wird, der muß sich über alles seine eigene Ansicht bilden, und wenn er gewöhnt ist, sie autoritativ zu vertreten, so wird er auch geneigt sein, wenn der eigene Fall in Frage kommt, sich selbst eine Meinung darüber zu bilden, was ihm am zuträglichsten sei. So wird häufig dem Gedanken der Selbstüberwindung allzusehr gehuldigt, obwohl es zweifellos im geeigneten Fall seine volle Berechtigung hat, oder richtiger gesagt, hätte. Denn diejenigen Patienten wenden sie gewöhnlich nicht an, die die meiste Ursache hätten, sie sich zu predigen. — Man sollte sich auf dieses „Dagegenangehen“ nicht zu sehr verlassen. Ich selbst kannte einen Lehrer, einen stoischen Philosophen, der den Grundsatz hatte: Krankheiten müssen werden. Soweit es die Krankheiten seiner Schüler betraf, hatte er gewiß nur zu häufig recht. Aber seinen eigenen fürchterlichen Husten, den er nicht behandeln lassen wollte, konnte er durch einfache Verneinung nicht aus der Welt schaffen, und schließlich wendete sich das Blatt, und der Husten negierte ihn. Aber auch das andere Extrem kann man häufig beobachten, und doch sollte es in gleicher Weise vermieden werden, nämlich die übermäßige Selbstbeobachtung an der Hand volkstümlicher medizinischer Schriften. Auf wenig Gebieten haben Einbildung und Hypochondrie ein so reiches Feld wie auf dem der Halsorgane. Natürlich, andere Organe kann man selbst nicht untersuchen, aber in den Hals kann man sich leicht hineinschauen. Man sollte dies grundsätzlich niemals tun. Denn man sieht immer etwas Bedenkliches. Nichts ist selbst für den Arzt schwieriger, als sich selbst zu beurteilen. Glaubt man nun eine Veränderung entdeckt zu haben, dann wird die Aufmerksamkeit immer mehr darauf gerichtet, dadurch werden die Nerven immer mehr eingeübt, die feinsten Veränderungen anzuzeigen, und so kommt man denn schließlich dazu, daß man sich nur schwer noch davon überzeugen lassen will, daß man eine Maus zu einem Elefanten gemacht hat.

Zum Schluß noch ein Wort über Abhärtungsmethoden und allgemeine Körperpflege. Auch hier ist es durchaus nicht so einfach und leicht, wie das gewöhnlich geübt wird, selbst für sich zu entscheiden, was man alles tun soll, um seine Gesundheit zu kräftigen. An Mitteln und Methoden fehlt's ja auch nicht. Eine überreiche Auswahl, die sich immerzu vermehrt, steht zu Gebote. Kalte und heiße Bäder, Dampf-, Licht-, Luftbäder, Sport und Gymnastik aller Art. Bei all diesen Dingen kommt es gar sehr darauf an, wer es tut und wie man's betreibt. Wie häufig wird nicht dem warnenden Arzt der Einwand entgegengehalten: Aber das soll doch so gesund sein! Nichts ist relativer als dieser Begriff. Gewiß, für den Gesunden

ist schließlich alles gesund. Für ihn gibt es alles mögliche, was seine Gesundheit noch weiter stählt, und vor allem — was ihr nicht schadet. Aber der zarte, schwächliche, besonders aber der angestrengte geistige Arbeiter, er sollte vorsichtig sein. Wer schon durch seinen Beruf zu einer fortwährenden Ausgabe von Nervenkraft genötigt ist, der muß sich manches versagen, was einem andern bekömmlich ist, der etwa nach einer längeren Reihe von Diners einen Teil der angesammelten Borräte wieder opfern kann. Vor allem ist der Neurasstheniker geneigt, jede neu auftauchende Methode mit Optimismus zu begrüßen und auch gewöhnlich gleich zu übertreiben. Er radelt zu viel, er übertreibt den Sport in den Bergen, er lebt vielleicht vegetarisch, trägt Jägerkleidung oder kleidet sich, neuerdings, nach Lahmann, er betreibt und übertreibt alle „natürlichen“ Abhärtungsmethoden, die im Grund durchaus nicht so natürlich sind. Gar nicht so selten kommt es dem Arzt vor, daß ein Patient darüber klagt, wie er trotz aller Abhärtungen aus den Erkältungen nicht mehr heraus kommen könne. Nun sei er schon bald so weit, daß er sich im Winter das Eis aufhaden lasse, um ins Wasser zu steigen, und trotzdem! Natürlich hat er sich umgekehrt gerade dadurch immer neue Erkältungen zugezogen.

Auch in der Medizin kommt man übrigens von den vielen Kaltwasserprozeduren wieder mehr zurück, von den Abreibungen, Bädern usw. Man fand, daß diese Methoden zu stark konsumieren, besonders wenn es sich um schwächliche, nervöse Menschen und um zarte Kinder handelt und vor allem, wenn die verschiedenen Prozeduren „ohne Berufsstörung“ durchgeführt werden sollen. Denn auch darin besteht ein gewaltiger Unterschied. Was man in den Ferien, wo die Nerven Ruhe haben, in einer gut geleiteten Anstalt vorzüglich verträgt, das würde unter Umständen zu Hause, während des anstrengenden Dienstes, schädlich wirken. Wird man also gefragt, was soll man tun, um sich abzuhärten, um die Erkältungen loszumerden, um seinen Körper widerstandsfähig zu machen, so muß der erfahrene Arzt darauf antworten, daß eine allgemeine Antwort überhaupt nicht zu geben sei, es kommt immer auf die individuellen Verhältnisse an.

Um aber nicht mit so ganz leeren Händen von dem freundlichen Leser zu scheiden, will ich doch mit einem Rat schließen, der trotz des Gesagten von jedermann beherzigt werden kann, und ihm ein Mittel zur Abhärtung nennen, das sich mir unter allen Verhältnissen als das sicherste und unbedenklichste bewährt hat und das auch leicht durchzuführen ist, nicht viel kostet, außer der Zeit, und durch das man sich sicher manche Badereise ersparen kann, wenn man es nur ständig durchführt. Du wirst neugierig, lieber Leser, aber du kennst es längst. Dein Arzt hat es dir schon oft empfohlen. Du hast ihm nur nicht den verdienten Wert zuerkannt. Es heißt: viel Bewegung in frischer Luft. Ich verstehe darunter aber nicht eine Promenade durch die belebtesten Straßen, verehrte Damen, an den schönsten Auslagen vorbei und mit zeitweisen Unterbrechungen in den Läden, vielmehr eine rüstige Wanderung hinaus ins Freie. Das belebt und erfrischt und härtet ab. Unter einer Reihe von einfachen Mitteln, die ein bekannter englischer Arzt seinen Patienten zur Verlängerung des Lebens zu empfehlen pflegte, und zwar, wie er versicherte, mit Erfolg, war auch das, sich jeden Tag und bei jedem Wetter eine Stunde lang im Freien zu bewegen. Darin mag etwas Wahres liegen.

Weisses Haar.

's kam einer in der Nacht
Und hat eine Krone gebracht.
Eine Krone, von Frühreif
Schwer, doch fein,
Auf die Haare dein.

Eine Krone von Silber, zart und matt,
Der Schmerz sie emsig geschmiedet hat.
Du bist nun geadelt!
Du bist nun gefeit!
Trag' still durchs Leben die Krone Leid.

F. C. Wunderly.

Wie soll man Bilder betrachten?

Von Hans Rosenhagen.

Wenn man doch niemals vergessen wollte, daß man in einem Kunstwerk nicht einfach eine Sache vor sich hat, sondern den in Formen, Farben oder Linien gefaßten Empfindungsausdruck eines Menschen! Wie man sich bemüht, den Sinn der Worte zu verstehen, die jemand zu uns spricht, so soll man auch dem Kunstwerk die nötige Aufmerksamkeit zuwenden, um zu ergründen, was dessen Urheber zu sagen hat. Freilich: es gibt Menschen, die nichts zu sagen haben und doch fortwährend sprechen; aber wenn man nicht gleich erfährt, was uns jemand mitzuteilen hat, so braucht das nicht notwendig etwas Dummes oder Unverständliches zu sein. Es braucht einer nur aus einer ganz andern Stimmung heraus mit mir zu reden, als sie mich im Augenblick beherrscht, und ich bin bis zu einem gewissen Grad gleichgültig gegen seine Worte. Wer auf dem Weg ist zu einem Vergnügen, wird die sorgenvollen Klagen eines Freundes nicht mit der von diesem erwarteten Teilnahme aufnehmen; wer trauriger Stimmungen voll ist, schließt sich freiwillig ab von aller lauten Lust. Aber wozu verlied der Himmel dem Menschen die schöne Gabe des Mitgefühls? Können wir nicht weinen mit den Traurigen, nicht lachen mit den Fröhlichen? Ist das Glück der Menschen, die wir lieben, nicht auch unser Glück? Sind des Freundes oder der Freundin Schmerzen nicht auch die unsrigen? Können wir nicht fromm sein mit den Gläubigen? Aber dazu ist unbedingt nötig, daß wir uns den Empfindungen der andern ein wenig hingeben, daß wir sozusagen unsere Empfindungen auf das Niveau der ihrigen einzustellen suchen. Und genau so sollte man es gegenüber einem Kunstwerk machen, und um so eher, als dieses ein fixierter Stimmungs- oder Empfindungsausdruck ist, der als etwas Gegebenes und Unveränderliches behandelt werden muß. Ich kann nicht verlangen, daß der Künstler, der mich ja gar nicht gekannt hat, auf meine Empfindungsweise eingeht; ich muß vielmehr versuchen, in die seine einzudringen. Das ist natürlich um so schwieriger, je eigenartiger der Künstler als Mensch oder je eigentümlicher seine Ausdrucksweise ist. Dazu kommen, wenn es sich um Kunstwerke aus früheren Jahrhunderten oder Jahrtausenden oder aus fremden Kulturen handelt, noch jene Schwierigkeiten, die sich aus dem Mangel an positiven Kenntnissen von dem Leben jener fernen Menschen und von allerlei uns fremden Beziehungen und Ereignissen ergeben.

Um mich im Leben von der Empfindungsweise eines Menschen zu unterrichten, kann ich bei Leuten, die ihn kennen, Erkundigungen einziehen; aber sicherer ist es schon, ich lege mich aufs Beobachten, und solches Beobachten macht jedem geistig regen Menschen Freude. Mit dem Kunstwerk, zu dessen Verständnis man gelangen möchte, kann man's genau ebenso

halten. Man muß sich nur bemühen, recht sorgsam zu sehen, und immer darauf bedacht sein, sich von seinen Entdeckungen, die man unter Umständen den vor der Natur selbst gemachten gegenüberstellen darf, Rechenschaft zu geben. Jedes gute Kunstwerk erklärt sich für den, der zu sehen weiß, ganz von selbst. Auf besondere Kenntnisse kommt es für den Kunstgenuß zunächst nicht an. Ob ich weiß, daß die Griechen in dieser herrlichen weiblichen Figur die Göttin Aphrodite verehrten, oder ob ich es nicht weiß, hat auf meine Empfindung von der Schönheit dieser Gestalt nicht den geringsten Einfluß. Solches Wissen kann freilich mein Interesse vermehren, meine Phantasie anregen; aber ich bedarf seiner nicht, um ästhetische

Freude an der Schöpfung des griechischen Bildners zu haben. Natürlich hat das Wissen auch seine Vorteile. Wenn ich von vornherein die Idee kenne, die ein Maler in einer allegorischen Darstellung zum Ausdruck bringen wollte, so kann ich vielleicht schneller als mein Nachbar, der sie nicht kennt, beurteilen, ob der Künstler die selbstgestellte Aufgabe gut oder schlecht gelöst hat; aber mein Nachbar vermag, vorausgesetzt, daß er Sinn für das Künstlerische besitzt, genau so schnell wie ich zu sagen, ob wir vor einer hervorragenden malerischen Leistung stehen oder nicht. Dieser Nachbar hat also Kunstverständnis; während ein zweiter, der mir mit tönmender Rede den gedanklichen Inhalt jenes Bildes bis ins letzte hinein erklären kann und entzückt ist von dem Ideenreichtum des Malers, aber keine Notiz davon nimmt, ob ein Meister oder ein Stümper den Pinsel geführt, bei aller Intelligenz von Kunst sicherlich keine Ahnung hat. Mit einem Wort: das Kunstverständnis beruht nicht auf der Fähigkeit, den Gedankeninhalt einer künstlerischen Schöpfung



Auferweckung des Lazarus.
Gemälde von Albert van Duyster.

voll auszuschöpfen, sondern auf einem mehr oder minder ausgebildeten Sinn für Formen, Farben, Verhältnisse und richtigen Ausdruck. Selbstverständlich ist jene Fähigkeit nicht gering zu schätzen, denn sie steigert den Genuß an Kunstwerken; aber sie kommt für das Kunstverständnis erst in zweiter Reihe in Betracht.

Leider huldigen die meisten Menschen der Gewohnheit, Kunstwerke immer nur auf ihr Inhaltliches, auf die sogenannte Idee hin anzusehen. Sie genießen dabei alles mögliche; sie lassen sich durch den Inhalt eines Bildes rühren, erheben oder gar aufregen; aber sie genießen viel weniger mit dem Organ, für das der Maler sein Werk schuf, mit dem Auge, als mit dem Verstand. Die anschauliche Schilderung eines Schriftstellers löst keine andern Empfindungen bei ihnen aus als ein Bild, „bei dem sie sich etwas denken können“. Daß solche Menschen eine von dem Gewohnten abweichende Form der künstlerischen Darstellung eher als eine Störung denn als den Vorzug eines Bildes ansehen, ist klar, und aus ihren Kreisen setzen sich hauptsächlich die Gegner des Fortschritts in den Künsten zusammen, jene überzeugten Wortführer für die Erhaltung der

von Raffael und andern klassischen Künstlern geschaffenen Ideale. Solche Menschen begreifen natürlich nicht, warum ein Maler oft lieber ein häßliches altes Weib malt, als ein hübsches Mädchen, warum ihnen im Bild Dinge gezeigt werden, die sie in der Wirklichkeit abscheulich finden. Ihre Entrüstung über gewisse realistische Künstler ist nur zu erklärlich; denn für sie existiert ja jedes Ding nur nach seinem Wert für den Verstand. Davon, daß neben der ihrem Verstand zugänglichen Idee oder dem Gegenstand des Bildes noch eine andere Idee, die künstlerische vorhanden ist, und daß gerade sie den wahren Wert des Bildes bestimmt, wissen sie nichts. Und auch dafür fehlt ihnen das Verständnis, daß diese künstlerische Idee es ist, welche die Abweichung von der ihnen angenehmen Malweise verursacht, ja recht eigentlich fordert. Es gibt künstlerische Ideen sehr mannigfacher Art, beinahe ebensoviel wie gute Bilder. Eine solche Idee kann in der Linie ebenso gut

wiedergeben und eine dem Auge schmeichelnde Harmonie schöner Farbenflecke herauszubringen, findet an solchem Bild natürlich nichts zu genießen. Wer den Wert von Raffaels bekannter „Disputa“ nur in dem Ausdruck der Köpfe und den gedanklichen Beziehungen der verschiedenen Figuren zueinander sieht, kennt das, was Raffael als Künstler ist, überhaupt nicht. Nicht allein, daß in diesem Bild eine Fülle schöner Bewegungen zu bewundern ist — das Fabelhafteste bleibt, wie alle Erscheinungen, Bewegungen und Stellungen zusammenklängen und einen unglaublich glücklichen Rhythmus in die große Bildfläche bringen, so daß am Ende alle Einzelheiten in einem großartigen Gesamteindruck untergehen.

Die künstlerische Idee kommt also nicht im Inhaltlichen eines Bildes an sich zum Ausdruck, sondern darin, wie das Inhaltliche zur Darstellung gebracht wurde, auf welche Art und mit welchen Mitteln. Mit dem Fortschreiten der Künste



Die Geburt der heiligen Jungfrau.

Gemälde von Domenico Ghirlandajo.

liegen wie in der Farbe, in der Verteilung der hellen und dunkeln Flecken eines Bildes sowohl wie in der Wahl des Ausschnitts. Auch darin, wie Licht oder Bewegung dargestellt wurden, kann die künstlerische Idee sich offenbaren. An der Bedeutung einer solchen für die Wirkung des Kunstwerks ändert natürlich die Tatsache nichts, daß unzähligen Werken diese Idee fehlt, was nicht hindert, daß sie gewissen Leuten gefallen. Aber solche Werke können mit Recht jenen Büchern und Theaterstücken an die Seite gestellt werden, die auch starken Beifall finden und um die sich nach ein paar Jahren niemand mehr kümmert. Nun liegt es aber in der Natur der Sache, oder vielmehr in der Bestimmung des Bildes, sinnlich wahrgenommen zu werden. Daher offenbart sich die künstlerische Idee in einem Bild eben auch nur den dafür empfänglichen und empfänglich gehaltenen Sinnen. Wer in einem Apfelsitten nur die Darstellung eines ihm gleichgültigen Gegenstandes erblickt und nicht bemerkt, daß es den Maler verlockt hat, die verschiedenen zarten Abstufungen von Rot und Gelb und Grün mit dem höchsten Reiz des farbigen Ausdrucks

haben diese und jene eine immer größere Verfeinerung erfahren. Während in den frühesten Bildern der Gegenstand immer das Wesentliche ist und das Künstlerische sozusagen instinktiv von den Malern geleistet wird, schalten die späteren Künstler mit dem Gegenstand selbst immer freier. Er wird einfach der Träger ihrer künstlerischen Idee.

Die Künstler, denen gegenüber dem Stoff ihrer Bilder noch das Bewußtsein der Gewalt der Kunst über jenen fehlt, nennt der Kunsthistoriker die Primitiven, die Ursprünglichen oder Uranfänglichen. Zu ihnen gehört, wie man leicht wahrnehmen wird, der im fünfzehnten Jahrhundert hochgepriesene Albert van Duwater, vielleicht ein Schüler des großen Jan van Eyck. Die „Auferweckung des Lazarus“ ist das einzige auf uns gekommene beglaubigte Werk seiner Hand. Es befindet sich im Besitz des Berliner Kaiser-Friedrich-Museums. Man sieht, daß der Maler noch nicht gelernt hat, den Gesichtern der dargestellten Personen einen sehr starken und vielfachen Ausdruck zu geben und daß es ihm mit der Wiedergabe von Bewegungen nicht viel besser geht. Das Erstaunen über das

Wunder, das sich vor den Augen dieser Zuschauer vollzogen hat, ist in deren Köpfen viel weniger deutlich geschildert, als die Tatsache, daß der totgewesene Lazarus bereits unangenehm roth. Das hindert natürlich nicht, an dem Bild köstliche Einzelheiten zu bewundern, so die schöne ruhige Gestalt der trauernden Schwester oder die sich langsam belebenden Züge des Lazarus. Ferner ist die Komposition als künstlerische Idee, wenn man an Bilder von Zeitgenossen des Duwater denkt, sehr gut überlegt. Die Ordnung der Zuschauer in zwei Gruppen gibt der Darstellung Klarheit. Und endlich hat der Künstler ein sehr feines Mittel gewählt, die reichen Farben der Gewänder zu einer schönen Gesamtwirkung zu bringen, indem er den Vorgang in eine von dem Kirchenraum umschlossene Kapelle verlegt, die kein volles Licht hat.

In Italien sind um etwa die gleiche Zeit die Erfahrungen und technischen Fähigkeiten der Künstler um vieles weiter entwickelt. Sie schalten schon sehr frei mit der Wirklichkeit. Sie kennen keine Schwierigkeiten in der Wiedergabe irgendwelchen Ausdrucks, irgendwelcher Bewegung. Sie wissen aufs feinste zu charakterisieren, Unterschiede der Stellung oder der Geburt auf die unwidriglichste Weise durch Haltung und Ausdruck zu geben. Man sehe daraufhin nur einmal das Teilstück aus einer der schönsten Fresken des Domenico Ghirlandajo an, die Wochenstube aus der „Geburt der Maria“ in der Kirche Santa Maria Novella in Florenz! Wie deutlich spricht sich schon die reichere Lebenshaltung des Italiens der Renaissance darin aus, daß der Vorgang in ein vornehmes, von Künstlerhand geschmücktes Haus verlegt wurde. Die heilige Anna befindet sich ersichtlich in wohlhabenden Verhältnissen, denn man sieht auf dem Bild zwei Mägde, eine, die das Kind betreut, und eine zweite, die Wasser für die Reinigung des Kindes herbeibringt. Neben dem Kindermädchen sitzt eine junge Bekannte der Mutter. Sie hat sich neben der Magd niedergelassen, um das Kind in den Arm zu nehmen; hält aber bei diesem Unternehmen unwillkürlich inne, weil jemand kommt, und blickt dem nahenden vornehmen Besuch entgegen. Man hat also in dem

Bild die Wochenstube einer edeln Florentinerin vor sich, eine kulturgeschichtlich äußerst interessante Darstellung; aber auch eine reizende künstlerische Idee in der Schilderung schöner edler Bewegungen. Dieses würdevolle Schreiten der Besucherinnen, dann die entzückende Stellung der beiden sitzenden Gestalten zueinander, und als Gegen-



Magnificat.

Gemälde von Sandro Botticelli.

ja zu ihnen und der majestätisch auf ihrem Bett ruhenden jungen Mutter die schwungvolle, lebhaft bewegte Bewegung der mit Badewasser herzu-eilenden Dienerin. Der Florentiner Meister gibt in jedem Zug dieses Bildes zu erkennen, daß er die vollkommenste Gelegenheit hatte, das Leben und Wesen vornehmer Damen seiner Stadt kennenzulernen, und daß er für die Darstellung der menschlichen Gestalt und ihrer Funktionen keine Schwierigkeiten kennt. Sein Landsmann Sandro Botticelli hat in seinem berühmten „Magnificat“*) die künstlerische Idee oder Aufgabe zur Lösung gebracht, die Madonna mit dem Jesusknaben und fünf Engeln in ein Kreisrund hineinzukomponieren, ohne einen Verstoß gegen die Wahrheit und Mög-

lichkeit der Erscheinungen zu begehen. Er gibt nicht nur eine unvergleichlich schöne Füllung des Bildrunds, die nichts Gewaltfames hat und unendlich klar bleibt, trotzdem hinten noch eine Landschaft spricht, sondern er bietet auch in diesem Werk eine der wunderlichsten Madonnen, die je gemalt wurden, deren Typus ebenso bezeichnend für diesen zarten, melancholischen Künstler ist wie der seiner weiblichen Engel.

Und gegen dieses aus lauter schön geschwungenen Linien bestehende Bild die herbe Kraft Albrecht Dürers in seinen „Aposteln“ aus der Münchener Pinakothek. Hier liegt die künstlerische Idee gleich stark im Ausdruck der Köpfe wie in der Stellung der Figuren und in der Draperie der Mäntel. Dürer hat mit Bewußtsein die einfachste aller Stellungen, die auf zwei Füßen, gewählt. Die Mäntel umhüllen in schweren, wuchtigen, feierlichen Falten — der eine rot, der andere weiß — die Gestalten des



Johannes und Petrus.



Paulus und Markus.

Gemälde von Albrecht Dürer.

*) So genannt nach den ersten Worten in dem aufgeschlagenen Buch, die die Madonna geschrieben hat: Magnificat anima mea dominum.



Die Verklärung Christi.
Gemälde von Raffael.

Johannes und des Paulus. Der Ausdruck der einzelnen Köpfe ist so gegensätzlich, daß man gemeint hat, Dürer habe in ihnen zugleich die vier Temperamente darstellen wollen, was aber nicht sehr wahrscheinlich ist, weil Petrus den Phlegmatiker abgeben müßte. Dürer hat sich aber in seiner Kunst immer viel zu eng an die Tatsachen gehalten, als daß man glauben dürfte, er habe, den vier Temperamenten zuliebe, dem Petrus einen andern Charakter geben wollen als den historischen. Außerordentlich wirksam ist von Dürer der Gegensatz der die Worte der Schrift in sich aufnehmenden und sie bedenkenden und der für Christum streitenden Apostel als künstlerische Idee festgehalten worden. Hierauf und auf der ruhigen, einfachen Größe der Erscheinungen beruht die Schönheit dieses letzten und reifsten aller Dürerwerke. Auf der einen Tafel der milde, jünglinghafte, schlichte Johannes, hinter ihm der müde und ergebene Petrus, beide mit gesenkten Augen. Auf der zweiten Tafel der kraftvolle energische Paulus, mit dem seltsam zwingenden Blick und der stürmische, leidenschaftliche Markus mit den wilden Augen und den aus dem dunkeln Bart blickenden Zähnen. Unvergessliche Erscheinungen, diese heiligen Männer!

Des göttlichen Raffael „Verklärung Christi“ („Transfiguration“) ist in einer farblosen Nachbildung zweifellos schöner als im Original, das, durch Schülerhände vollendet, der Harmonie der Farbe entbehrt, wenigstens in der schreiend bunten unteren Hälfte des Bildes. Auch das ungeübteste Auge wird bemerken, daß zwischen der oberen und unteren Bildhälfte kein Zusammenhang besteht, nicht einmal ein loser. Da ein Meister wie Raffael nichts ohne Grund tut oder läßt, muß man annehmen, daß er hier einen scharfen Kontrast gewollt hat, um den Unterschied zwischen der himmlischen Ruhe und Seligkeit oben und der irdischen Bedrängnis und Not unten recht fühl-

bar zu machen. So herrlich einzelne Figuren in dem unteren Teil des Bildes mit der Darstellung der Geschichte des besessenen Knaben aus dem Matthäusevangelium auch sind — z. B. die prachtvoll bewegte der knieenden Frau — der eigentliche künstlerische Gedanke, der das Bild beherrscht, ist in der oberen Verklärungsszene zu suchen. Hier ist es Raffael gelungen, eine bis ins letzte vollendete Vorstellung von der Aufhebung aller Erdschwere in der Erscheinung des in seine himmlische Heimat aufschwebenden Heilands zum Ausdruck zu bringen. Christus ist die Quelle und der Mittelpunkt des Lichts, und wie von seiner höheren Existenz übermächtig, willenlos angezogen, folgen ihm Moses und Elias. Und um die Befreiung von den Fesseln des Irdischen noch eindrucksvoller zu machen, läßt Raffael die zurückbleibenden Jünger auf dem Erdboden liegen, dem alle Kreatur verhaftet ist. Zugleich bildet die Gruppe der Jünger zusammen mit den aufschwebenden Gestalten kompositionell einen Kreis, der symbolisch den Begriff der Vollkommenheit ausdrückt.

Während also bei Raffael die schöne Linie der Ehrgeiz des Künstlers ist, geht der große Spanier Diego de Silva Velasquez darauf aus, die Wirklichkeit von ihrer malerischen Seite zu fassen. Niemals hat ein Maler die Bildfläche mit dem immateriellen Reiz des naturwahren Tons wirkungsvoller dekoriert als er. Man sehe seine „Meninas“ (Hofdamen) an. Als Linienkomposition betrachtet, sind sie nichts. Hier bringen allein Licht und Farbe Rhythmus und Konzentration in das Bild. Scheinbar sind alle dargestellten Personen mit der gleichen Wichtigkeit behandelt. In Wirklichkeit bildet die kleine Infantin Margarita, die Tochter Philipps V., den Mittelpunkt des Bildes; auf sie fällt das stärkste Licht und gibt den Maßstab für die Wichtigkeit der übrigen Persönlichkeiten. Und die Verteilung des Lichtes im Raum ist so fein, daß es alle Erscheinungen zusammenführt und man das ganze Bild mit einem Blick zu übersehen vermag. Velasquez hat diese Wirkung auf so diskrete Weise erzielt, daß man meint, er habe nichts getan, als die Wirklichkeit wiedergegeben. Und doch ist dieses scheinbar so natürliche Bild eines der kompliziertesten Kunstwerke, die es gibt. Schon die Situation ist so ungewöhnlich wie möglich. Der dargestellte Raum ist des Malers Atelier. Er steht vor einer großen Leinwand und ist dabei, den König und die Königin



Meninas.
Gemälde von Velasquez.

zu malen. Diese beiden stehen dort, wo in einer ganz genau zu berechnenden Entfernung vielleicht der Betrachter des Bildes stehen kann. Man sieht die Gestalten des königlichen Paares in dem im Hintergrund des Ateliers hängenden Spiegel. Die kleine Infantin hat die Eltern begleitet und wird von ihren jugendlichen Hofdamen kindlich unterhalten. Auch ein paar Hofzwerge sind mitgekommen, um durch ihre Späße dem Königspaar die Langeweile des Modellstehens zu vertreiben. Im Hintergrund erscheint in der geöffneten Tür ein Cavalier, um den Dienern zu melden, wann der König den Aufbruch aus dem Atelier befiehlt. Eine farblose Wiedergabe läßt nur ein geringes Maß von der hohen Schönheit dieses Werks ahnen.

Sind in dieser Schöpfung Licht und Farbe die eigentlich Handelnden, so findet man in Rembrandts schönem Bild „Der Engel verläßt Tobias“ außer diesen elementaren Kräften einen dramatischen Vorgang. Es hat keinen Maler gegeben, der gleichermäßen tief das Wesen der Farbe und der menschlichen Seele ergründet hätte wie Rembrandt. In seinen Bildern sind die künstlerische Idee und der gedankliche Inhalt restlos eines geworden. Einen stärkeren Ausdruck für Bewegungen der Seele und des Lichtes als er hat niemals ein Maler erreicht. Er hat alles wagen können, und so ist es ihm auch gelungen, die Wirkung eines Wunders, wie es das Verschwinden des Engels vor der Familie des Tobias ist, mit einer Anschaulichkeit, mit einer Ausschöpfung des höchsten seelischen Ausdrucks zur Darstellung zu bringen, die niemals übertroffen werden kann. Die Bibel berichtet, wie die Familie nach dem Verschwinden des Engels drei Stunden am Boden gelegen und

gebetet habe. Als erster hat auf Rembrandts Bild der Vater des Tobias das Wunder begriffen. Er ist, da der Engel sich vor der Tür des Hauses, bis wohin ihn die ganze Familie geleitet, mit starken Flügeln in die Luft erhob, sogleich in tiefer Erschütterung, anbetend zu Boden gestürzt. Sein altes Eheweib ward nur heftig erschreckt, die Krücke entfällt ihrer Hand, sie

sinkt in Ohnmacht zur Seite. Des jungen Tobias Gattin begreift das ganze Geschehnis nicht und schlägt erstaunt die Hände zusammen. Und ganz wunderbar ist die Mischung von Erstaunen, Schreck und Ungläubigkeit im Gesicht des jungen Tobias, der nicht fassen kann, daß sein lieber, kluger Wanderkamerad wirklich einer war aus der himmlischen Heerschar. Diese unvergleichliche Darstellung, die Macht des Gefühls, die Gewalt des Ausdrucks läßt wohl die meisten übersehen, wie zwanglos schön die Familiengruppe aufgebaut, wie großartig und überzeugend das Fortfliegen des Engels geschildert ist. Man hört förmlich das Brausen seiner Flügel und hat die Vorstellung, daß er in einem Augenblick vor dem Thron des Allerhöchsten stehen wird. Und von dem Lichtschein, der ihn umwallt, fällt der hellste Strahl auf das Haupt dessen, der im tiefsten Herzen begreift, daß Gott an ihm und den Seinen ein Wunder getan.

Der Philosoph Schopenhauer gibt denen, die sich einem Kunstwerk nähern wollen, den

Rat, vor dieses hinzutreten, wie vor einen Fürsten, vor dem man auch wartet, bis er spricht; also mit Ehrfurcht. Wer diesem Rat folgt und seine Augen wacker gebraucht, wird nicht nur finden, daß sich ihm jedes Bild selbst erklärt, sondern wird auch zu der Erkenntnis der Mittel kommen, mit denen der Künstler seiner Empfindung und seinen Absichten Ausdruck verliehen hat.



Der Engel verläßt Tobias.
Gemälde von Rembrandt.

Die Tafeltrauben.

Von E. Wittmack.

Quftig prangt Traube an Traube im Rebgarten! Doch nicht nur da, nein, auch weit, weit von ihrer Heimstätte labt uns, dank unserer ausgezeichneten Transportverhältnisse, ihr Anblick. Kaum ist die Zeit des Frühobstes vorüber, so sehen wir in Kistchen oder Körben die sonnigen Kinder des Südens zu verhältnismäßig billigen Preisen angeboten. Italien beginnt mit dem Versand, dann folgen Tirol und Ungarn, und endlich kommen, wenngleich weniger, auch deutsche Trauben auf den Markt, namentlich solche aus der Pfalz.

Die gefegnete Pfalz liefert vor allem Kurtrauben, besonders Bad Dürkheim ist seit langen Jahren deswegen berühmt. Dürkheims Weinberge umfassen mit den angrenzenden Gemarkungen — Forst, Deidesheim usw. — eine Fläche, so groß wie das ganze Weinbaugebiet im Rheingau! Die meisten Trauben werden freilich zu Wein verarbeitet, nur ein kleinerer Teil dient als Tafelobst. Versandt werden als Tafeltrauben fast nur weiße, und zwar

beinahe ausschließlich die Sorte „Österreicher“, auch „Sylvaner“, in Deidesheim „Franken“ genannt. Das ist die eigentliche Kurtraube (Einkaufspreis durchschnittlich 24 Mark für 50 Kilogramm). In Neustadt a. d. G. ist der Versand in dem billigeren „Gutedel“ (etwa 15 Mark für 50 Kilogramm) noch stärker. Ihm fehlt aber die Säure des „Österreichers“. Von blauen Trauben wird nur der „blaue Portugieser“ als billige Marktware gewöhnweise von Freinsheim und Weisenheim am Sand, nahe Dürkheim, nach den rheinischen Industriestädten, namentlich für die Arbeiterbevölkerung, verschickt. Doch Portugiesertrauben werden erst gekauft, sobald die italienischen Trauben vom Markt verschwunden sind; letztere kommen etwa ein Drittel teurer zu stehen. In Freinsheim kosten die „blauen Portugieser“ nur 11 Mark für 50 Kilogramm; in Köln stellt sich dann das Pfund auf 15 bis 16 Pfennig. In einem großen Warenhause in Berlin kosteten Kisten mit 8½ Pfund schöner Italiener Trauben zeitweise freilich nur

1 Mark 5 Pfennig, das Pfund also 12,4 Pfennig. Im Gegensatz zum vorigen ist die hellrote „Traminer“, bezw. die Gewürztraminer Traube mit ihrem wundervollen Bukett dagegen nur Luxustraube für Qualitätsweine und, obwohl haltbarer als der „Österreicher“, zu teuer; auch erfüllt sie nicht den Zweck der Kurtraube, weil sie purgierend wirkt und ihr die Säure fehlt. Der „Traminer“ dient nur zur Dekoration der Versandkisten.

Vad Dürkheim versendet jährlich etwa 2500 Postfischen zu je 5 Kilogramm, die immer je 3 bis 3 Mark 50 Pfennig kosten. Außerdem werden während der Traubenkur große Mengen an Ort und Stelle genossen; es gibt Personen, die 8 Pfund „Österreicher“ am Tag verzehren. Die Traubenkur ist besonders angezeigt bei Brustleiden, Herz- und Unterleibskrankheiten; sie wird in Dürkheim unterstützt durch das Soolbad und das milde Klima. Die Trauben reifen dort und in der ganzen Mittelhardt drei bis vier Wochen früher als in den bevorzugten Gegenden des Rheingaus und der Mosel. Die berühmten Rieslingauslesen von Deidesheim und Forst müssen deshalb immer mehrere Wochen früher gemacht werden als die von Steinberg und Johannisberg.

Aus den Zentren des deutschen Qualitätsweinbaues, wo durchgängig nur die reine „Rieslingtraube“ gepflanzt wird, also den berühmtesten Lagen des Rheingaus, der Mosel und Saar, sowie von Deidesheim, Forst, Ruppertsberg, findet kein Traubenverkauf statt, weil die kleinbeerige Riesling als Tafeltraube unansehnlich ist, und weil man für die Weine viel höhere Preise erhält. Für die feinsten 1900er Deidesheim-Forster Rieslingauslesen wurden z. B. bis zu 12 000 Mark für 1000 Liter in erster Hand en gros im Faß dem Produzenten bezahlt. Solche Trauben hütet sich der Eigentümer als Eßtrauben zu verkaufen. Das wäre Selbstmord!

Die Tafeltrauben werden in der Pfalz einfach aus dem Weinberg geschnitten, nicht etwa am Spalier gezogen. Ein Aufbewahren findet nicht statt, die Beeren halten sich, da sie zu dünnhäutig sind, höchstens drei Tage.

Dies mag mit ein Grund sein, daß die Italiener und Tiroler Trauben sich immer mehr eingeführt haben. Dazu kommt, daß es in Italien bei reichen Ernten an Absatz für den Wein fehlt und die Italiener sich deshalb immer mehr auf den Traubenexport legen. Ihre Trauben sind schöner im Ansehen, haltbarer, großbeeriger, süßer und meist gelb von Farbe, was besonders beliebt ist, da der Saft bei dieser Farbe edleren Gehalt verumet. Die ersten italienischen Trauben in der Berliner Zentralmarkthalle kommen aus Süditalien, Bisceglie bei Bari, am Adriatischen Meer; es sind das die hartschaligen Trauben, besonders Muskateller. Bari und ein anderer Hafenort, Barletta, sind übrigens auch große Ausfuhrplätze für italienischen Wein in Fässern. Die Ausdehnung der Weinsfelder in jener Gegend (Apulien) übersteigt alle Begriffe. Bei Cagnolo, nicht allzufern von Barletta, sieht man z. B. die Weinsfelder des Herrn von Pavoncelli, die zusammen 2500 Hektar und die des Herzogs von Doudeauville, die sogar 3300 Hektar umfassen.

Alsdann folgen die besonders schön aussehenden „Goldtrauben“ von Caserta bei Neapel, darauf die von Pisa, endlich die kleinen Trauben von Piacenza und dem benachbarten Castel San Giovanni usw. Kurz, der Reihe nach sendet fast ganz Italien uns seinen Überfluß.

Die italienischen Trauben gehen übrigens vielfach auch unter dem Namen „Meraner Trauben“. In Meran, wie in ganz Tirol, aber wird besonders der „blaue Trollinger“ als Tafeltraube gebaut, der dort „Großvernatsch“ oder „Meraner Vernatsch“ heißt. Die Neben werden in Südtirol bekanntlich lang, in Form von Laubengängen (sog. „Pergeln“) gezogen, während man sie in unsern Weinbaugebieten meist kurz hält. Ihre Trauben sind mittelgroß bis groß, schön blau und großbeerig. Die Beeren haben eine weiche, dünne Schale und angenehmen Geschmack, wodurch sie sich auch zum Kurzgebrauch vorzüglich eignen. Dürkheim und Meran waren vor 50 Jahren wohl fast die einzigen Orte, in denen Traubenkulturen stattfanden.

In der Umgegend von Bozen wird in neuerer Zeit mit dem Anbau von eigentlichen Tafeltrauben begonnen; die bisher dort viel gebaute Sorte „Grauvernatsch“ ist wohl als richtige Tafeltraube nicht anzusehen. Man pflanzt jetzt vielfach die früh reisende „Seidentraube (Lugliatica)“, weißen „Gutedel“, auch „Großvernatsch“, „weißgelben Muskateller“, dort auch „Pfeffertraube“ benannt. Aus den höheren Orten wird noch vielfach der „blaue Portugieser“ auf den Markt gebracht. Auch in verschiedenen andern Gegenden Tirols beginnt man langsam mit der Heranzucht von Tafeltrauben, und die Lehranstalt in San Michele ist bestrebt, in diesem Sinn auf die Bevölkerung einzuwirken.

Während an allen bisher besprochenen Orten die Tafeltrauben einfach wie Keltertrauben kultiviert werden, finden wir in nördlicheren Gegenden, aber auch in Frankreich, die Zucht am Spalier vorherrschend. Am großartigsten ist dies in Thomyery bei Fontainebleau der Fall, wo der berühmte „Chasselas“ (unser „Gutedel“) gebaut wird, den man namentlich in Paris auf den Märkten in ungeheuren Mengen sieht. Dieser wird in eigentümlicher Weise gezogen. Man pflanzt ihn, indem man die jungen Weinstöcke in etwa 1½ Metern Entfernung von den Mauern einsetzt, den Stamm umlegt und mit Erde bedeckt, um ihn zu kräftiger Bewurzelung zu veranlassen. Die Krone wird mittels eines nach ganz bestimmten Regeln ausgeführten Schnitts in Form wagerechter Kordons an der Wand hochgezogen.

Was aber noch viel wichtiger ist als die Kulturmethode, das ist die Aufbewahrungsmethode in Thomyery. Während alle übrigen Freilandtrauben nur wenige Wochen im Handel sind, dauert der Handel mit Thomyertrauben bis zum Frühjahr hin, selbstverständlich dann zu viel höheren Preisen. Man schneidet dort, was schon Plinius empfohlen, ein Stück der Rebe mit 1 bis 2 Trauben ab, steckt es in ein enges Glas, ähnlich einem kurzen, starken Probierglas oder Reagensglas der Laboratorien, füllt dieses mit Wasser, dem eine Prise Kochsalz und etwas gepulverte Holzkohle zugefügt sind, und hängt diese Gläser in Drahtringen oder dergleichen an Lattengestellten auf; durch Aufstellen von Gefäßen mit ungelöschtem Kalk sorgt man für trockene Luft in diesen Räumen. Über die Möglichkeit längerer Aufbewahrung von Weintrauben in Kühlhäusern liegen noch keine Erfahrungen vor.

Die größten und schönsten Tafeltrauben erzielt man bekanntlich im Weinhaufe. England ist seit alter Zeit berühmt darin; dort ist man gezwungen, den Wein im Haus zu ziehen, da er im Freien nicht reift. Dieses Beispiel ist für alle Länder maßgebend geworden, und auch bei uns sehen wir immer mehr Weinhäuser entstehen. Nirgends ist aber die handelsgärtnerische Seite der Kultur im Hause so ausgedehnt und dabei so einfach wie in Belgien, in der Nähe von Brüssel, in Hoeplaert, Saventhem, Overysche und La Hulpe. Sie begann in Hoeplaert vor 40 Jahren; jetzt hat sie sich in der Umgebung ausgebreitet, und nach der bei Gelegenheit der Lütticher Weltausstellung 1905 vom belgischen landwirtschaftlichen Ministerium herausgegebenen Schrift: „Notice sur l'Economie rurale et l'enseignement agricole de la Belgique“ beträgt die Zahl der Weinhäuser daselbst 10000, davon drei Fünftel allein in Hoeplaert. Kommt man nach dort, so sieht man fast nichts als glitzernde Glasflächen in der hügeligen Gegend.

Man baut die meist 20 bis 25 Meter langen und 8 Meter breiten Häuser in der einfachsten Weise, ebnet oft nicht einmal den Boden, sondern stellt die Häuser schräg den Abhang hinauf. Sie werden meist von den Züchtern selbst gebaut und haben gewöhnlich Satteldächer mit einer Neigung von 45 Grad; unter den Fenstern wird der Wein hinaufgezogen. Im Innern finden sich mitunter Pfirsich- und Erdbeerkulturen.

Am allereinfachsten ist die Heizung. Während man sonst kostspielige Warmwasserheizungsrohre in den Weinhäusern hat, liegen hier auf der Erde große, etwa 30 Zentimeter Durchmesser haltende glasierte Tonrohre. Die Feuerung befindet sich außerhalb; jedes Haus hat je nach Größe und je nachdem, ob es zur Früh- oder Spätreiberei benutzt werden soll, eine bis vier Heizungen. Es ist, kurz gesagt, eine veränderte Form der alten Kanalheizung, die trockene Luft gibt, und das ist für den Wein vielleicht gerade günstig. Der Gründer dieser berühmten Hoeplaertischen Kulturen ist Felix Sobie. Er begann 1865 mit einem Haus; jetzt hat die Firma 300 Häuser. Die Hauptsorten sind, wie in unsern Weinhäusern, der „Blaue Trollinger“, dort „Frankenthaler“, in England „Blac Hamburg“ genannt; doch ist dieser jetzt fast ganz durch „Gros Calman“ und „Blac Alicante“ verdrängt. Die Preise sind auch in Belgien infolge der Einfuhr aus dem Süden und des hohen Zolles, den Frankreich auf Trauben gelegt hat, sehr gesunken; trotzdem werden immer noch mehr Häuser gebaut. Neuerdings hat man auch in Holland mit ähnlichen Anlagen begonnen.

Die Aufbewahrung der Trauben geschieht in Belgien, obwohl es geheim gehalten wird, wohl im wesentlichen wie bei uns. Man läßt die Trauben an den sehr spät reisenden Sorten am Stod bis zum Frühjahr hängen und beläßt den Stöcken auch das Laub. Mäßiges Heizen bei kaltem Wetter und reichliches Lüften bei trockenem warmen Wetter, sorgfältiges Entfernen jeder faulenden Beere sind wohl die Hauptsache. Im Mai ist schon wieder der erste frisch getriebene Wein reif.

Nach dem Muster von Belgien ist vor etwa zehn Jahren auch in Steglitz bei Berlin eine große Weintreiberei eingerichtet worden, allerdings mit einer Zentralheizung, was offenbar viel Arbeit erspart. Ganz neuerdings hat sich auf Veranlassung der Landwirtschaftskammer der Provinz Brandenburg eine Märkische Obst- und Tafeltraubenverwertungs-Gesellschaft gebildet. Diese Gesellschaft hat bei Luckau ein Grundstück von 25 Morgen, auf dem sie übrigens neben Wein auch Obst bauen will.

Schon vor Jahren hat ein deutscher Landsmann in Belgien darauf hingewiesen, daß sich die belgische Kulturmethode auch für Deutschland eigne, und er hat ganz besonders betont, daß der Weinstock die einzige Obstart ist, die im Hause größere, edlere Früchte erzeugt als im Freien. Hoffen wir, daß die neugegründete Gesellschaft gut gedeihe und andere ihr folgen. Nur dann ist aber auf einen flotten Absatz zu rechnen, wenn die Produzenten regelmäßig den ganzen Winter hindurch Trauben liefern können.

Ein wunderlicher Heiliger.

Von Rudolph Straß.

(Schluß.)

Thomafine Nasmussen und ihre Begleiter waren jetzt im Quartier der Schmiede. Mit gekreuzten Beinen saßen die reihenweise in ihren offenen Läden und hämmerten aus Leibeskräften. Und plötzlich machte der Araber vor einem niederen offenen Haustor Halt. Eine steile Stühlerleiter führte von ihr in das Dämmern des oberen Stockwerks empor, das auf Stützen vorgebaut, wie ein ausgewölbter Vogelbauer über der engen Gasse hing. Oben an der Treppe stand eine alte, schlampige Levantinerin, musterte mit tiefstem Erstaunen die beiden Europäer, den alten Herrn und die junge Dame, die die schmutzigen Stufen emporstiegen, wechselte ein paar Worte mit deren Führer und stieß dann ohne weitere Umstände mit einem heiseren: „Eccolo!“ die Tür zu dem vogelfähnlichen Erker auf.

Und keine Negerkinder purzelten da über die Schwelle — keine verschleierte Odaliske stand scheu in eine Ecke gedrückt — und es kräufelte sich kein Opiumrauch — keine Scheichs oder Desperados der Kalifenstadt hielten an Kilian Böhm's Lager die Krankenwacht — was man da sah, das war ein echtes deutsches Gelehrtenstübchen, rührend in seiner Einfachheit und Winzigkeit — gerade als habe man irgendwo im Norden die Brutstätte solch eines Bücherwurms säuberlich in eine Schachtel gepackt und hierher, in den Lärm und Trübel des Orients, geschickt, so reiheten sich an allen vier Wänden die Regale und standen in ihnen Hunderte und aber Hunderte von Bänden bis an die niedere Decke hinauf, die philosophische Weisheit aller Zeiten und Völker — in allen Sprachen und Formen — von den Beden bis zur Kritik der reinen Vernunft — genug, um nicht einen, sondern ein Duzend Menschen verrückt zu machen. Und es lag kein Staub auf diesen Büchern und dem wackligen kleinen Tisch in der Fensternische und der Lampe auf ihm und den mit Hieroglyphen und Sanskritwurzeln, hebräischen und griechischen Notizen bedeckten Blättern. Kilian Böhm dachte immer noch und zerbrach sich den Kopf über die Rätsel des Seins, wenn er es auch nicht wahrhaben wollte und Sonnenglut und Wüstenruhe und Pyramiden-schatten als letzte Weisheit pries.

Mitten im Zimmer stand eine armselige kleine Bettstelle. In der ruhte er. Die feuchten Pantoffel standen davor. Der immer noch nasse Burnus war in der Ecke zum Trocknen aufgespannt. Kilian Böhm lag mit dem Gesicht den Eintretenden abgewandt, und Thomafine Nasmussen bangte vor dem ersten Anblick dieser Züge, auf denen die seelischen Erschütterungen der letzten Tage, die Verzweiflungstat von heute nacht sich spiegeln mußten. Aber da hörte er das Geräusch der Eintretenden und drehte sich herum und lächelte — ohne Erstaunen — eher mit jener weltentrückten Heiterkeit, mit der er damals bei der ersten Begegnung unter dem Schatten seiner Beduinenkapuze die sonderbaren Menschlein auf Shepheard's Terrace gemustert hatte. Ein rot und weiß gewürfelter Überwurf verbarg jetzt die Kürze und Dicke seiner Gestalt. Man sah nur den Kopf. Und der zeigte mit seinen dunkeln, feuchten Augen, dem krausgelockten Vollbart, dem sanften Zug um den Mund eine eigene weibliche Schönheit, die jetzt durch die Blässe noch verklärt erschien. Seine kleine fleischige Hand ruhte auf der Decke. Die reichte er Thomafine Nasmussen

und nickte ihr freundlich zu und auch dem alten Hufebeck, gleich als habe er sie schon lange erwartet, und sie fragte ihn leise und scheu wie einen Schwettranten: „Wie geht es Ihnen?“ „Danke. Sehr gut!“ sagte Kilian Böhm stillvergnügt und streckte sich aus.

Sie machte große Augen. Sie begriff seine rosigte Laune nicht. „Dann hat Ihnen das hoffentlich nicht geschadet...“ forschte sie bang, ... das heute nacht...“

Der kleine Weise im Bett schlenkerte mit der Hand, wie wenn er eine Fliege verscheuchen wollte. „Das ist vorbei“, meinte er ruhig. „Wozu noch davon sprechen...? Das wäre auch nicht das erstemal gewesen, daß ich gestorben bin! Das ist mir schon oft passiert. Ihnen auch. Euch allen. Ihr merkt's bloß nicht. Da braucht einem nicht davor bange zu sein. Man ist immer wieder da!“

„Ja — Gott sei Dank sind Sie wieder da!“

Er schüttelte freundlich lächelnd den Kopf. „Ja nicht! Der Mensch von gestern nicht, den Sie meinen. Der ist tot. Ich hab' mich wieder einmal geläutert. Der Schleier der Maja ist wieder einmal von mir gefallen.“

„Was soll das heißen, Herr Doktor Böhm?“

„Das soll heißen, daß mich meine Illusion verlassen hat. Das ganze Leben ist eine Illusion. Das nennt man in Indien den Schleier der Maja. Der waren diesmal Sie. Der hat sich zwischen mich und die Dinge gelegt und mich ganz verwirrt, bis ich an den Nil gerannt bin ins kalte Wasser. Das ernüchtert. Das heilt und macht die Augen klar. Und das war hoffentlich meine letzte Verirrung in diesem Leben.“

Er streckte ihr herzlich die Hand hin, so, als wollte er sich mit einem alten Feind versöhnen. „Jetzt sind Sie wieder ein Mensch, Fräulein Nasmussen, ich meine, für mich ein Mensch, keine Luftspiegelung eines Wunders mehr, und ich bin auch ein Mensch, und mit des Menschen Weisheit ist es nicht weit her. Das haben Sie an mir gesehen, das müssen Sie mir verzeihen. Ich will's nicht wieder tun. Und nun gehen Sie hin und bessern Sie sich auch!“

Sie begriff ihn nicht ganz. Aber sie war tief bewegt. „Es tut mir ja so leid“, sagte sie, „was ich Ihnen zugefügt habe.“

„Mir?“ fragte Kilian Böhm erstaunt. „Nein, sich selbst fügen Sie Böses zu, und das sollen Sie lassen. Das ist meine letzte Bitte. Ich sehe Sie ja doch nie wieder. Sie gehen jetzt doch von mir weg und fahren nach Europa zurück, und wenn ich an Sie denke, dann möchte ich mir doch denken, daß Sie da glücklich sind. Sie verdienen es. Denn Sie sind heiter und gut. Mehr soll der Mensch nicht sein.“

„Ja, aber wie so stehe ich denn meinem Glück im Wege?“

Er richtete sich in seinem Bett auf und hob mit einer Gebärde heiligen Jornos den Finger gegen sie. „Haben Sie nicht eine unsterbliche Seele?“ fragte er leise und drohend. „Sie wissen schon, wen ich meine! Er ist ein Raubtier, mit seinen weißen Zähnen und seinen blonden Haaren. Nein, Sie lieben ihn nicht. Sie sind viel besser als er. Und doch werden Sie ihn heiraten, und er wird Sie mit Haut und

Saaren verschlingen und zu seinesgleichen machen, und das nenne ich, daß Sie Ihre Seele verraten! Und der Gedanke daran ist das einzige, was mich jetzt überhaupt auf der Welt noch betrüben kann. Und der böse Feind ist nahe. Ich höre ihn die ganze Zeit schon auf der Treppe sprechen."

Und gleich darauf trat Erich Bardebleet wirklich durch die halboffene Tür, mit seiner straffen Länge den niederen Raum beinahe bis zur Decke füllend. Auch er hatte sich von einem Araber herführen lassen. Kilian Böhm würdigte er nur eines kurzen, wie ein Befehl klingenden: „Sie gestatten wohl?“ den alten Husebeck überhaupt keines Blickes und wandte sich an Thomafine Rasmussen.

„Das geht nicht, Fräulein Rasmussen!“ sagte er hart und schroff. „Ich hab' mich besonnen und bin Ihnen gefolgt, damit nur gleich dieses Mißverständnis zwischen uns klar wird, als ob ich es auf die Dauer auf einen Wettbewerb mit Herrn Doktor Kilian Böhm ankommen lassen will. . . Nein, bitte, unterbrechen Sie mich nicht, ich muß jetzt sprechen. Mit Leuten meiner Klasse, gut, da lasse ich es darauf ankommen, ob ich oder ein anderer als Sieger aus dem Kampf hervorgeht, aber es gibt auch Kampfplätze, auf die steigt man nicht hinunter, weil da mit andern Waffen gefochten wird, als man gewohnt ist, ich möchte schon fast sagen: mit Narrenprüfischen!“ Er warf einen Blick auf den kleinen Weisen im Bett, der friedlich dalag und ihn freundlich betrachtete. „Da kann man nicht mittun, da macht man sich selbst lächerlich! Und dazu bin ich nicht der Mann, Fräulein Rasmussen, und dem lasse ich mich nicht von Ihnen aussetzen! Das sage ich Ihnen jetzt in allem Ernst. . .“

„Ja, ihm wär' es freilich lieber, wenn mich der Nil behalten hätte“, sagte Kilian Böhm sanftmütig zu Thomafine, ehe die selbst antworten konnte. „Sehen Sie, wie böse er ist! Er wünscht andern Wesen den Tod. Mir hat er ihn gestern Abend auch gewünscht.“

Hatten sich die beiden denn gestern Abend gesprochen? Thomafine Rasmussen sah erst den einen, dann den andern erstaunt an, und Kilian Böhm versetzte: „Ich konnte doch nicht zu Ihnen, Fräulein Rasmussen! Ich war doch nach Kairo gelaufen, gleich nach Sonnenuntergang, um Sie um Verzeihung zu bitten. Aber im Hotel haben sie mich doch nicht hereingelassen — das fehlte noch, daß da irgendein arabischer Tageieb wie ich kommt und sich bei den Damen dadrinnen anmelden läßt, hat der Portier gemeint, der majestätische mit dem langen Bart. . . so wie der muß der Jupiter ausgesehen haben, nur weniger stolz und nichts an, und ich stand da und wußt' mir nicht zu helfen, und da ist der dazu gekommen“, er wies auf Erich Bardebleet, der ungeduldig im Zimmer auf und ab ging. „Und wie hab' ich gebettelt und ihn gebeten, er möchte doch, wenn er jetzt zu Ihnen hinaufginge, mir Gehör bei Ihnen verschaffen. Nur ein paar Worte! Ich wisse ja, wie unrecht ich gehandelt hätte! Ich bereute es ja so bitterlich! Nur um Verzeihung wollt' ich bitten und dann still wieder weggehen und nie, nie wiederkommen! Und was hat er getan auf mein Flehen? Gelacht hat er dazu und zu seinen Freunden gesagt: ‚Der Kerl wird wirklich jeden Tag verrückter! Man muß ihn nächstens einsperren.‘“

Erich Bardebleet hätte ohne die Scheu vor Thomafine längst die Rede des andern unterbrochen. Aber jetzt konnte er nicht mehr an sich halten und versetzte rasch und hart: „Sie werden begreifen, Fräulein Rasmussen, daß ich Ihnen diese neue Szene ersparen wollte! Und daran tat ich recht! Ich habe diese Kilian Böhmischen Komödien jetzt satt bis zum Hals. Ich spiele nicht mehr mit!“

„Es steht geschrieben im Buch der Beden“, sagte der Weise von seinem Bett her: „Mögen alle lebenden Wesen vom Schmerz befreit bleiben!“ — Haben Sie daran gedacht, als ich gestern vor Ihnen stand und Sie so inständig bat?“

„Was weiß denn ich vom Sanskrit!“

. . . und als ich schließlich zu weinen anfing in meiner Angst und Not und sagte: ‚Wenn ich Fräulein Rasmussen

nicht sprechen und ihre Vergebung bekommen kann, dann springe ich in den Nil, wo er am tiefsten ist.‘ — Was haben Sie darauf geantwortet?“

Es trat eine plötzliche Stille ein. Erich Bardebleet biß sich auf die Lippen und wandte sich zu dem Erkerfenster. Und nun hub Kilian Böhm wieder an mit einer ganz sanften Stimme: „Sie haben sich eine Zigarette angezündet und geantwortet: ‚Un Sie's doch!‘ Sogar Ihren Freunden um Sie, die doch gewiß auch schlechte Menschen sind, war das zu viel, und sie haben die Köpfe geschüttelt. Sie aber haben gelacht. Und da bin ich ganz verzweifelt geworden und davon gerannt und ins Wasser, um ein neues Leben anzufangen. . . und nun bin ich doch im alten Leben geblieben, und Fräulein Rasmussen hat mir doch verziehen, und Ihre Bosheit war umsonst. . .“

Er streckte sich befriedigt auf seinem Lager aus. Und Thomafine Rasmussen sagte, etwas blaß geworden, aber in festem Ton: „Adieu, Herr Bardebleet!“

Auch er blieb gefast, wenn sich auch sein Gesicht noch mehr verfinsterte. „Ich möchte Ihnen nur eins sagen“, sprach er, „wenn Sie mich jetzt wegschicken, in dieser Form, vor diesem Menschen, dann komme ich nie wieder.“

„Das erwarte ich auch nicht anders, Herr Bardebleet!“

„Das ist bei mir nicht nur jetzt eine rasche Äußerung des Zorns! Bedenken Sie, was Sie tun, Fräulein Rasmussen! Ich gebe Ihnen mein Wort, hier, in Gegenwart des Herrn Husebeck: Ich lasse nichts wieder von mir hören und sehen!“

„Und Herr Husebeck ist ebenso überzeugt wie ich, daß ein Mann wie Sie unverbrüchlich sein Wort hält! Nicht wahr, Herr Husebeck?“

„Ja, das soll wohl sein!“ meinte der Konsul verblüfft. Er begriff noch kaum, was da geschah. Und Erich Bardebleet griff nach seinem Hut, machte eine leichte Verbeugung, sagte: „Gut denn, ich empfehle mich!“ und ging.

Seine Schritte verhallten über die Treppe hinab. Es war eine lange Stille in dem kleinen Zimmer. Dann nickte Kilian Böhm beruhigt und sah, die Hände übers Kreuz geschlungen, andächtig zu der niederen und rissigen, von Fliegen überfrohenen Decke über seinem Haupt empor und versetzte: „So, nun ist Ihre Seele gerettet! Nun kann es Ihnen nicht mehr schlecht gehen, Fräulein Rasmussen. Nun lasse ich Sie in Frieden ziehen!“

Damit reichte er ihr die Rechte hinüber zum Abschied auf Lebenszeit, und in seinen Augen war ein wehmütiger, aber wunschloser Glanz und um den Mund ein Lächeln der Entsagung. Und sie versetzte, während sie ihm herzlich die Hand schüttelte: „Ja! Ich reise jetzt weg von hier, so rasch wie möglich. . . das begreifen Sie, damit ich nicht noch einmal durch Zufall mit Herrn Bardebleet zusammenkomme. Aber Sie müssen auch nach Deutschland zurück, Herr Doktor Böhm, das müssen Sie mir noch versprechen, ehe ich gehe, damit ich ruhig bin. Sie gehören doch zu uns!“

„Ja?“ sagte Kilian Böhm erstaunt, und sie fuhr fort: „Wir werden schon für Sie sorgen. Es wird sich schon ein Platz für Sie finden. Aber von hier müssen Sie doch weg, nicht wahr?“

Er begriff sie erst gar nicht recht. „Von hier weg?“ murmelte er nachdenklich. „Wo doch die Pyramiden sind. . . und die Sphinx. . . und wo man doch Kairo hat. . . Sehen Sie nur, wie da drüben die Palme über die Mauer bei dem Schuhflücker schaut und der blaue Himmel dahinter. . .“

„Nun ja. . . aber auf die Dauer ist's doch bei uns schöner!“

„Bei euch ist's kalt!“ Der kleine Mann schauerte unter seiner rotgewürfelten Decke. „Pfu, wie pfeift da der Wind. . . und alles ist naß. Wo soll ich mich denn da still in die Sonne setzen und glücklich sein. . .?“

„Die Sonne scheint doch auch bei uns!“ sagte Thomafine Rasmussen. Aber er feußte. „Selten, selten! Und wenn ich da sitze, dann kommen die Leute zu Tausenden vorbei, die



Plauderstündchen.
Gemälde von Hugo Rauffmann.

gehen zur Arbeit und lachen nicht und sind nicht vergnügt, und fauen keine Feigen wie die Egeltreiber und Bettler hier, sondern fragen: „Was will denn der Nichtstuer?“ und ein Schutzmann kriegt mich an der Schulter: „Stehen Sie auf . . . Sie stören den Verkehr!“ . . . Und alles rennt im Regen und stößt sich mit den Ellbogen und tritt sich auf die Füße und drängt sich und ist außer Atem. Was mach' ich dort? . . . Dort gehe ich zugrunde! Hier leb' ich still wie ein Kräutchen am Weg. Es ist ja unnützig, aber es tut auch keinem weh. Darum zertritt es auch keiner. Und darum bin ich gern hier und bleib' hier in der warmen Sonne. Mich hat das Morgenland seine Weisheit gelehrt: in Frieden zu leben und in Frieden zu sterben! Die Weisheit brauchen Sie nicht zu begreifen, mein liebes Fräulein Kasnuffen, aber mir müssen Sie sie lassen. Es ist das einzige, was ich hab'! Und nun leben Sie wohl!“

Sie hielt seine Hand fest. „Aber schreiben können wir uns doch!“ sagte sie. „Damit wir uns nicht ganz aus den Augen verlieren!“

„Sie können ja schreiben!“ Milian Böhm lächelte. „Aber es wird keine Antwort aus Kairo kommen! Ich bin für Sie gewesen und wieder versunken. Das sind ja alles nur Ringe im Wasser . . . wie bunte Seifenblasen, die zittern und vergehen, dann ist nichts mehr da . . . Sie haben mich

geträumt und ich Sie . . . und mein Traum war schön . . . und selbst das Erwachen ohne Dual . . . Dank Ihnen, und wenn Sie jetzt gehen, dann stehen schon draußen andere Träume und warten auf Sie, da suchen Sie sich den schönsten aus, nur tapfer . . . Fräulein Kasnuffen . . . der ist das Glück . . . das ist schon irgendwie für Sie bereit . . .“

Sie drückte ihm noch einmal die Rechte und verließ rasch das kleine Gemach. Sie hatte Tränen in den Augen. Der alte Husebek folgte ihr besorgt und bekümmert und fragte gleich auf der Treppe: „Um Gottes willen, Fräulein Thomazine, was heißt das alles? Einen Mann wie Erich Bardesteet schickt man doch nicht so mir nichts, dir nichts heim!“

„Gewiß tut man's, Herr Husebek!“ Sie atmete auf und breitete unten die Arme aus, der Sonne und dem blauen Himmel entgegen.

„Und was geschieht nun weiter?“

„Ich warte, Herr Husebek!“

„Auf wen?“

„Auf den Richtigen!“

„Und wer soll das sein?“

„Das weiß ich nicht!“ sagte sie und schritt vorwärts, den Blick in die Ferne und ein Lächeln um die Lippen. „Aber er wird schon kommen!“

Komponistenscherze.

Von Franz Dubsky.

Die Welt ist ernster geworden, auch die Komponisten sind ernster geworden. Während wir unter den Tonwerken früherer Jahrhunderte manch lustigem Scherz, mancher durch ein launiges Ereignis angeregten Arbeit begegnen, zeigt sich in unsern Tagen nur selten ein „musikalischer Spas“, ein Komponistenscherz, und dann zumeist noch als mehr oder minder versteckte Bosheit, als Spott über Kritiker und Welt. So rächt sich z. B. Max Reger für die abfälligen Worte, die seinem Schaffen zuteil wurden, in seiner Violinsonate C-dur (op. 72), indem er die Tonfolge a-f-f-e und s(es)-e-h-a-f dem Publikum oftmals vor Ohren bringt. Das ist ein Scherz, den man dem Tondichter nicht verübeln darf, der aber die böse Welt kaum bessern dürfte. Eine ältere „Komponisten-rache“ finden wir im „Don Juan“. Im zweiten Finale daselbst erklingt als Tafelmusik zuerst eine Weise Sarris, dann folgt eine Melodie Martinis. Den leichten Opern Sarris und Martinis war 1786 in Wien ein jubelnder Empfang bereitet worden, während zu gleicher Zeit „Figaros Hochzeit“ eine frostige Aufnahme erfahren hatte. Als drittes Stück der Tafelmusik im „Don Juan“ erscheint die prächtige Weise „Dort vergiß leises Fleh'n“ aus dem „Figaro“. Durch diesen Scherz wollte Mozart dem Publikum vor Augen führen, welch sadem Getöse es sein Ohr geneigt habe. In Wagners „Meistersingern“ begegnen wir ebenfalls einer „Verspottung“, und zwar einer Verspottung der unwahren italienischen Heldenoper, wie wir sie im Anfang des vorigen Jahrhunderts antreffen: Rossinis stolz und mutig daherschreitende Arie „Di tanti palpiti“ aus „Tancred“ wandelt Richard Wagner im dritten Akt der „Meistersinger“ durch eine geringe rhythmische Verschiebung in einen Schneiderchor um und weist hierdurch auf die „Fadenscheinigkeit“ des Heldenmutes, des Heldenanges im „Tancred“ und seinen Zeitgenossen hin.

Ein in früheren Jahrhunderten recht häufig geübter Scherz bestand darin, den Kanonkompositionen humorvolle oder eigenartige Texte zu geben. Derartige streng und ernst geführte Tonfolgen gewannen durch die Verbindung mit launigem und leicht beschwingtem Text mitunter ein recht sonderbares Aussehen. Ein Kanon Haydns, der die Überschrift „Herr Gänsewiz zu seinem Kammerdiener“ trägt, bringt als Text:

„Befehle doch, draußen still zu schweigen,
Ich muß jetzt meinen Namen schreiben.“

In einem andern Kanon dieses Meisters sind die Verse vertont:

„Lange lauern und nichts erwischen,
Hungrig sitzen an leeren Tischen
Und verklebt sein bei lahmen Füßen,
Sind drei Dinge zum Ersticken!“

Wieder ein andermal lautet der Text:

„Kaum fühl' ich die Flammen des Tages erglücken,
So fahr' ich zum Keller hinein. Was meint ihr?
Ich wollte der Glut mich entziehen?
Ich lösche die Flammen mit Wein!“

Den ähnlichen Gedanken erblicken wir in dem Kanon:

„Ob ich morgen leben werde, weiß ich freilich nicht,
Aber, wenn ich morgen lebe, daß ich morgen trinken werde,
Weiß ich ganz gewiß.“

Ein andermal erinnert Haydn einen Kanon über den Text:

„Es sagen Ja die Blide, doch ihre Worte Nein!
Ja, Nein: dies pflegt bei Mädchen immer vermischt zu sein.“

Eine Reihe Kanons des gleichen Tondichters führt den Titel: „Die zehn Gebote der Kunst“. Diese Gebote sind auch heute noch nicht verjährt, das erste Gebot (erster Kanon) lautet: „Du sollst dich ganz der Kunst weih'n“. Fünfter Kanon: „Du sollst begeistert, nicht toll sein, nicht toll sein!“ Sechster Kanon: „Bombast und Schwulst sollst du meiden, nicht leeren Bierat vergeuden!“ Siebentes Gebot: „Du sollst nicht stehlen, nicht stehlen!“

Mozart wählte sich für seine Kanons Texte, die einen gemüthlichen Ton zeigen, uns modernen Übermenschen jedoch ziemlich simpel erscheinen. Indes — man kann nicht immer „Genie“ sein, nicht unaufhörlich auf höchsten Höhen wandeln. Einer dieser Kanons bringt zum Beispiel die „dramatische“ Szene: „Grechtelts enk (Macht euch bereit), grechtelts enk, wir gehn im Prater. Im Prater? Ist laß nach, i laß mi nöt stimma (zum Karren halten). Ei beileib. Ei ja wohl. Mi bringst nöt aufi. Was blauscht der? Ist halt's Maul, i gib d'r a Teisichen.“ Ein anderer Kanon des Schöpfers der „Zauberslöte“ hat den Text: „Bona nox, bist a rechter Dchs; bona notte, liebe Lotte; bonne nuit, psui, psui; good night, heut müß' ma no weit“, usw. Bei Beethoven finden wir einen Kanon über den Mahnruf: „Höfmann, Höf-

mann, sei ja kein Hofmann!" Ein andermal: „Tobias^{*)}, paternostergäßlicher, bierhäuslicher, musikalischer Philister!" Ferner: „Bester Herr Graf, Sie sind ein Schaf!"

Auch die hochwürdige Form der Fuge diente hin und wieder zu Scherzen. So komponierte Domenico Scarlatti (1685—1757) eine „Ragen"-fuge, deren seltsames, in aufsteigender Tonfolge sich bewegendes Thema: g-b-es-fis-b-cis ihm eine über die Tasten des Klaviers laufende und diese „Melodei" improvisierende Raze gegeben hatte. Da wir eben im Tierreich weilen, bemerke ich gleich, daß dieses Gebiet zu vielen musikalischen Scherzen Anlaß gegeben hat. Rameau (1683—1764) komponierte ein „La Poule" (Die Henne) betitelt Klavierstück; Jannequin, ein bedeutender Kontrapunktist des sechzehnten Jahrhunderts, schrieb ein Chanson für vier Stimmen „Le chant des oiseaux", ferner die Werke „La chasse au lièvre" (Die Hasenjagd), „La chasse au cerf" (Die Hirschjagd). Sehr beliebt war seinerzeit die „Vogelkantate" Johanna Matthieu's, der späteren Gattin Gottfried Kinkels. Eine nicht nur bezüglich der Tiermalerei „sonderbare" Komposition schuf ein Komponist des vorigen Jahrhunderts namens Bohdanowicz, und zwar eine „Sinfonie ohne Text für acht Stimmen: 2 Sopran, 2 Alt, 2 Tenor, 2 Bass mit drey accomp. Violinellen und einem Bass". Das Werk enthält folgende Angaben über die der Komponist folgende Angaben bringt: „Das erste Allegro wird rasch, doch mit allen Graden piano und forte abgefüngen. Das Andante exprimiert das Hühnergeschrey, die Stimme des Kuckucks und imitiert den Baumhacker (einen Waldvogel). Das letzte Allegro, betitelt die Jagd, charakterisiert das Geschrey der Jäger, Gebell der Hunde usw. Bei dem Andante teilt sich der Chor in drey Abteilungen, nämlich: „Parte visible, primo e secondo Echo." Ein nicht übler Scherz ist auch des bereits erwähnten Jannequin Komposition „Le caquet des femmes" (Das Geschwätz der Frauen).

Nun zu einigen andersgearteten Komponistenschergen. Im Sommer 1772 weilte Fürst Esterhazy, begleitet von seiner Hauskapelle, deren Dirigent Haydn war, wie alljährlich, fern der Stadt auf seinem Schloß am Neusiedlersee. Sechs Monate waren bereits verstrichen, und ein jeder der Musiker sehnte sich heim nach Frau und Kind. Da kam vom Fürsten die niederschmetternde Nachricht, daß man noch zwei Monate bleiben werde. Wie sollte man den Fürsten umstimmen? Auf Haydn richtet sich aller Hoffnung. Und Haydn half. An einem der folgenden Abende führte er dem Fürsten eine neue Sinfonie vor. In deren letztem Satz setzte ein Musiker nach dem andern mit dem Spiel aus, packte sein Instrument ein, blies die Lichter aus und verschwand vom Podium: endlich saßen nur noch zwei Geiger am Pult, leiser und leiser spielend, führten sie das Werk zu Ende, dann entfernten auch sie sich. Als der Dirigent Haydn nun ebenfalls den Saal verlassen wollte, trat der Fürst auf ihn zu und sagte: „Haydn, ich habe es verstanden, morgen können die Herren reisen." Das Werk Haydns hat dann den Namen „Abschiedsinfonie" erhalten.

Um die Mylords und Ladies aus dem Schlummer zu rütteln, der sich bei ihnen während einer Konzertaufführung manchmal einstellte, setzte Haydn in das Andante einer seiner Sinfonien einen gänzlich unerwarteten Paukenschlag. „Da werden die Weiber aufspringen!" meinte der Komponist, den Schall im Nacken, und der Erfolg war außerordentlich. Die Engländer taufte die Sinfonie „The surprise" (Die Überraschung), heutigentags ist sie als „Sinfonie mit dem Paukenschlag" allgemein bekannt. Einen musikalischen Scherz stellt die „Kindersinfonie" dieses Meisters dar, in der die Zusammenstellung: Kuckuck, Trompete, Trommel, Wachtel, Pfeife, Triangel, zwei Violinen und Bass ein gar humorvolles Bild gibt. Den Werken Haydns sind zum Teil eigentümliche Namen verliehen worden, von seinen Orchester- und Kammermusikwerken führe ich in dieser Beziehung an: „Der Philosoph", „L'ours" (Der Bär), „La Poule", „Der verliebte Schulmeister",

^{*)} Tobias Haslinger, Berleger Beethovens, wohnte in der Paternostergasse.

„Die Zerstreute", „Mann und Weib", „Vogelquartett", „Verchenquartett", „Reiterquartett", „Froschquartett", „Sonnenquartett", „Kassirmesserquartett" usw. Um einen Geiger von seiner Vorliebe für die höchsten Töne seines Instruments zu heilen, schrieb Haydn eine Violinsonate, die anfänglich ganz passabel und gut spielbar einsetzt, im weiteren Verlauf jedoch ständig in höhere Regionen steigt und schließlich kaum greifbare höchste Töne aufweist; das Werk nannte der Meister „Jakobs Traum", mit dem hohen Aufstieg wollte er die „Himmelsleiter" kennzeichnen.

Ebenfalls einem äußern Anstoß verdankt Mozarts komisches „Bandlterzett" seine Entstehung. Mozart hatte seiner Frau ein neues Band geschenkt, das eines Tages, als man sich zu einer Spazierfahrt mit van Swieten, einem Freund des Hauses, rüstete, nicht auffindbar war. „Liebes Mandl, wo ist's Bandl?" klagte Konstanze. Nach langem vergeblichen Suchen fand van Swieten das Prunkstück, wollte es nun jedoch nicht ausliefern; erst als nach vielem Hin und Her wütend der Hund von Swieten in die Beine fuhr, fand der Scherz ein Ende. Diese Szene eignete sich vortrefflich für ein komisches Terzett, äußerte darauf van Swieten, und Mozart folgte dem Rat. — In einem „Musikalischer Spaß" betitelten Werk für Saitenquartett und zwei Hörner macht sich Mozart über die ungeschickten Musiker und die Stümper in der Komposition lustig. An einer Solostelle blasen die Hörner lauter falsche Töne, an einer andern Stelle greift der erste Geiger beständig einen halben Ton zu hoch, am Schluß des Stückes hat ein jeder seine eigene Tonart, Hörner: F-dur, erste Violine: G-dur, zweite Violine: A-dur, Viola: Es-dur, Bass: B-dur (ein recht „wohl" klingender Schlussakkord). Meisterhaft trifft Mozart ebendasselbe den Ton des „ungeschickten Kompositors", und trotzdem interessiert das ziemlich lange Stück von Anfang bis zu Ende.

Ebenso wie gewöhnliche Sterbliche oft durch Geringfügigkeiten aus dem Gleichgewicht gebracht werden, hingegen einem wirklichen Mißgeschick gegenüber ruhig bleiben, so ergeht es auch den Großen. Über einen nicht auffindbaren Groschen ärgerte sich Meister Beethoven einmal derartig, daß er seinem Groll in einem Rondo für Klavier Luft machte, das Stück betitelte er dann „Die Wut über den verlorenen Groschen, ausgetobt in einer Caprice".

Gegen die Philister erhebt Robert Schumann im Schlußsatz seines „Carnaval" (für Klavier) seine Stimme, humorvoll und recht deutlich sprechend, verwendet er in diesem die Überschrift „March der Davidsbündler gegen die Philister" tragenden Satz den Großvateranzug „Und als der Großvater die Großmutter nahm". Einen eigenartigen Scherz machte sich Berlioz mit den „Philistern". Berlioz bekam von der Kritik oft zu hören, daß er nur mit Hilfe eines großen Orchester- und Stimmenapparates größere Wirkungen hervorzubringen imstande sei und bei Verzicht auf äußere Klangeffekte schmächtig langweilen werde. Darauf komponierte der also Angegriffene „Die Flucht nach Agypten", ein Werk, das nur ein bescheidenes Orchester beansprucht. Berlioz hielt bei der Niederschrift den älteren Stil inne und bezeichnete das Werk öffentlich als eine von ihm aufgefundene Arbeit eines längst verstorbenen Musikers aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts namens Pierre Ducré. Die Komposition errang einen vollen Erfolg und bot den Begnern Berlioz' wiederum reichlich Gelegenheit, einen Vergleich zwischen der Einfachheit und doch Bedeutsamkeit des Ducréschen Werkes und den eine ungeheure Orchesterchar verlangenenden Tonstücken des Herrn Hector Berlioz zu ziehen. Dergleichen, wie Ducré in der „Flucht nach Agypten" geboten habe, werde Berlioz niemals gelingen — so schlossen die Kritiken. Nun verkündete Berlioz seine Autorschaft und weidete sich an dem gründlichen Reinfall der weisen Herren.

In älteren Zeiten schlug man „derbere" Töne an, wenn es sich um Meinungsverschiedenheiten bezüglich des Gehörs handelte; so finde ich folgenden freundlichen Titel bei einem Buch vom Jahr 1728: „Ein paar derbe musikalisch patriotische Ohrreigen dem nichts weniger als musikalischen Patrioten und nichts weniger als patriotischen

Musiko, salv. venia Herrn Mattheson*), welcher zum neuen Jahr eine Probe seiner gewöhnlichen Kalumniantenstreichche unverschämterweise an den Tag gelegt hat, zur Wiederherstellung seines verlorenen Gehörs und Verstandes und zur Bezeigung schuldiger Dankbarkeit auf beide Backen in einem zufälligen Diskurs wohlmeinend erteilt von zwei brauchbaren Virtuosen, Musiklandern und Harmonio.“ Ein sehr liebenswürdiger Ton! Welche Tonart würden die beiden „brauchbaren Virtuosen“, Musiklander und Harmonius aber wohl angeschlagen haben, wenn sie Enrico Bossis jüngst erschienenen Scherz „Satire musicali per Pianoforte“ erblickt hätten! In diesem Stück „belächelt“ der Komponist alles, was Regel ist. Hier läßt er die Melodie nur aus Ganztönen sich bilden, dort bringt er ein Duett, dessen Stimmen stets in Nonen dahinschreiten, ein anderer Teil bringt konsequent Quintengänge; ein Gesangsfaß „C-dur“ tummelt sich in allen möglichen Tonarten und endet im entlegensten Fis-dur; den Schluß des Werkes macht ein Allegretto, in dem

*) Sehr verdienster Musikschriftsteller und Komponist, 1681—1764.

die rechte Hand A-dur, die linke Hand As-dur spielt — und dennoch, 's ist gar nicht so schlimm, Bossis interessanter Scherz klingt durchaus nicht übel.

Einige weitere Komponistenschätze will ich noch kurz erwähnen. Stephen Heller betitelt eine seiner Etüden „La Leçon“; er vertont darin in ergötzlicher Weise eine Klavierunterrichtsstunde. Max Neger komponierte eine Burleske (für Klavier) über den „lieben Augustin“. Johann Sebastian Bach schrieb eine amüsante „Kaffeeantate“. Anton Rubinstein erfann eine „Etüde über falsche Noten“. Jacques-Dalcroze brachte eine „Polka enharmonique pour Piano“, in der mit Kreuz- und b-Tonart fast in jedem Takt gewechselt wird. Otto Reizel komponierte eine „Austerngavotte“. Johann Strauß schrieb einen Scherz „Perpetuum mobile“, ein Stück ohne Ende, das immer wieder zum Anfang zurückkehrt. Unter Chopins Mazurken befindet sich ebenfalls ein Stück „Senza fine“ (op. 6, Nr. 5).

Damit der verehrte Leser nicht sagt, auch meine Abhandlung sei — „senza fine“, lasse ich es hiermit genug sein an der Aufzählung von „Komponistenschätzen“.

Blätter und Blüten.

Prinz-Regent Albrecht von Braunschweig. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Prinz Albrecht von Preußen, der Regent von Braunschweig, ist am 13. September in seinem Schloß Kamenz einem Schlaganfall erlegen und im dortigen Mausoleum feierlich beigesetzt worden. Über zwei Jahrzehnte lang hat er an Stelle des wirklichen Regenten, des Herzogs von Cumberland, das Land regiert, er wurde am 21. Oktober 1885 auf Vorschlag des Regentenschaftsrats einstimmig gewählt. Prinz Albrecht war ein Enkel Friedrich Wilhelms III. und ein Neffe Kaiser Wilhelms I.; er wurde am 8. Mai 1837 geboren, stand also bei seinem Ableben im 70. Jahre. Wie die meisten preussischen Prinzen, trat er mit dem 10. Lebensjahr als Leutnant beim 1. Garderegiment zu Fuß in die Armee, wurde 1861 zum Obersten ernannt und vier Jahre später zum Generalmajor befördert. Bei Ausbruch des Krieges von 1866 erhielt er das Kommando der ersten schweren Kavalleriebrigade der Zweiten Armee, und 1870 nahm er, zum Generalleutnant ernannt, als Kommandeur der zweiten Kavalleriebrigade an den



Phot. Richard & Lindner, Berlin, phot.

Prinz-Regent Albrecht von Braunschweig †.

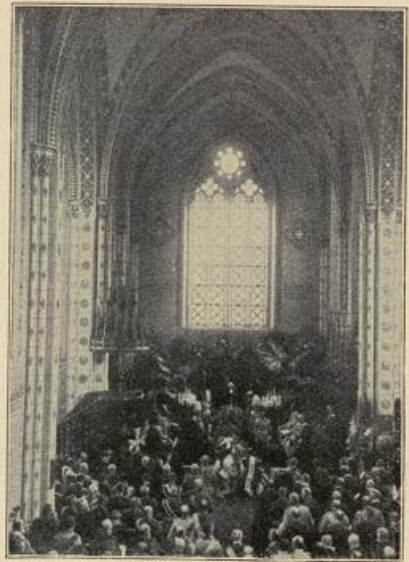
Schlachten von Gravelotte-St. Privat und Sedan und an der Belagerung von Paris teil. Edelmütig war er, als Führer der dritten Reservedivision, auch an den Kämpfen von Amiens beteiligt. Drei Jahre nach dem Deutsch-französischen Krieg wurde Prinz Albrecht zum kommandierenden General ernannt und mit der Führung des X. hannoverschen Korps betraut, 1875 wurde er General der Kavallerie. Der Tod des Prinzen ist von großer politischer Bedeutung, da die „braunschweigische Frage“ nun von neuem brennend geworden ist. Vorläufig ist, nach den Sakungen des Regentenschaftsgelezes vom 16. Februar 1879, der aus drei stimmungsführenden Mitgliedern des Staatsministeriums und den Präsidenten des Landtages und des Oberlandesgerichts gebildete Regentenschaftsrat eingesetzt, während die Wahl des Nachfolgers vom Landtag zu vollziehen ist.

Zwan der Schreckliche an der Leiche seines Sohnes. (Zu dem Bild Seite 817.) Unter den russischen Selbstherrschern hat Zwan Basilewitsch der Schreckliche (1533—1584) mit den römischen Cäsaren in unmenslichen Gewalttaten gewetteifert. Die auffälligen Städte, deren Freiheitsinn ihn aufbrachte, geißelte er mit „Storpienen“. In dem besiegten Nowgorod mordete er 60 000 Menschen; in gleicher Weise wütete er in Iwer und Moskau. Wenn er in den „Streligen“ die russische Infanterie sah, gegen deren Rebellion später der große Zar Peter mit einer Grausamkeit einschritt, die an seinen „Schrecklichen“ Vorgänger sehr lebhaft erinnerte, so umgab er sich außerdem mit

einer Leibwache, die ein Werkzeug seiner despotischen Taten war. Diese Leibwache bezahlte er mit den Einkünften, die ihm ein gesonderter Teil des Reiches gab, den er für sich persönlich in Anspruch nahm und zu dem zwanzig größere Städte gehörten. Von seinem kolerischen Temperament ließ er sich, wie seine großen Nachfolger, zu persönlicher Gewalttat hinreißen, und so erschlug er seinen eigenen ältesten Sohn Zwan, als dieser ihm trotzig gegenübertrat. Zar Peter hat später seinen Sohn Alexej zum Tode verurteilt. Der schreckliche Zwan machte kürzeren Prozeß. Daß er seine rasche Tat bereut hat, wollen wir dem Maler B. G. Schwarz glauben, der uns den gebeugten Zaren an der Leiche seines Sohnes zeigt. Viele russischen Dramatiker und Romanschriftsteller, vor allem Graf Alexej Tolstoj, haben den grausamen Herrscher zum Helden ihrer poetischen Schöpfungen gemacht.

Ferdinand Stolle. (Zu der Abbildung auf der nächsten Seite.) Der hundertjährige Geburtstag ruft die Erinnerung an einen namhaften Volkschriftsteller zurück, der bei der Gründung unserer „Gartenlaube“ deren Herausgeber Ernst Keil hilfreich zur Seite stand. Stolle war am 28. September 1806 in Dresden geboren, studierte in

Leipzig die Rechte, widmete sich dann der schriftstellerischen Laufbahn mit reger Schaffenslust, deren Erfolge in einer Gesamtausgabe von 30 Bänden und einer neuen Folge von 12 Bänden vorliegen. Ihren Hauptbestandteil bilden historische Romane, deren Stoffe der Neuzeit angehören und in denen meistens Napoleon der bevorzugte Held war; wir erwähnen „1813“, „Napoleon in Ägypten“, „Elba und Waterloo“, „Der neue Cäsar“. Der Kultus Napoleons, der in der Romanliteratur jener Tage die eifrigste Pflege fand, wie auch Hellstabs, 1812 bewies, hing wohl damit zusammen, daß die Bedeutung Napoleons in der auf seinen Sturz folgenden Zeit, gegenüber der Bedeutungslosigkeit der Männer, die damals die Staatsgeschäfte leiteten, noch mehr hervortrat. Die Phantasie der Romanhistoriker brauchte



Trauergottesdienst in der Kirche zu Kamenz. Trauerfeier für den Prinz-Regenten Albrecht.

Die Phantasie der Romanhistoriker brauchte



Ferdinand Stolle.
Zum hundertjährigen Geburtstag.

im Gebirge“, für die er auch eine „Marienstiftung“, die manche Not linderte, gegründet hatte. Eine spätere Gedichtsammlung trug den Titel „Palmen des Friedens“. In den weitesten Kreisen aber wurde Stolle bekannt durch seinen „Dorfbarbier“, ein Volksblatt, das er von 1844 bis 1862 herausgab, und das mit naturwüchsiger Verbheit manches Schlaglicht auf die politischen und sozialen Verhältnisse warf. Der „General von Stubenrauch“ durfte ungehört fortplaudern, als andere Volksblätter unterdrückt und Ernst Keil's „Leuchtturm“ ausgelöscht worden war. Mit Ernst Keil war Stolle schon früher durch den Grimmaer Verleger Philippi bekannt gemacht worden. Stolle hatte lange Jahre hindurch seinen Wohnsitz in Grimma. Jetzt übernahm Keil den Verlag des „Dorfbarbiers“, dem er einen größeren Abzug durch bessere Ausstattung und vollkommene Illustrationen verschaffte. Als Keil, der wegen seiner Betätigung an den Maimünhen noch nachträglich verurteilt worden war, in seiner Zelle in Hubertusburg den Plan zur „Gartenlaube“ entworfen hatte, war es ihm wegen Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte lange Jahre unmöglich, als Herausgeber und Redakteur für sein neues Unternehmen einzutreten. Die „Gartenlaube“ erschien zuerst als Beiblatt des „Dorfbarbiers“, und Stolle

eine so machtvolle Persönlichkeit, die sie in die Mitte ihrer Erfindungen stellen konnten. Die Napoleonromane Stolle's mit ihren lebendigen Schilderungen erregten damals das gleiche Interesse wie in späterer Zeit die Romane Metelkes: „Sebastopol“ und „Villa Franca“, die den Zeitereignissen auf dem Fuß folgten. Neben diesen ernsten Zeitgemälden verfaßte Stolle auch humoristische Romane „Die deutschen Schwidier“, „Die Erbschaft in Kabul“ und andere, in denen ein vollständiger Humor seine Trümpe behaglich ausgießte. Auch Gedichte veröffentlichte der fleißige Volkschriftsteller. Die erste Sammlung ward als ein „Weihnachtsbaum angezündet für unsere Armen

zeitnete als verantwortlicher Redakteur noch bis zum Jahre 1865. Von Grimma war er 1855 nach Dresden übergesiedelt, wo er am 29. September 1872 starb.

Ludwig Jung. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Der am 12. September in Feldafing am Starnberger See erfolgte Tod Ludwig Jung's, des Vorsitzenden des Bayerischen Landes-Feuerwehrausschusses, bedeutet für das gesamte deutsche Feuerschutz- und Feuerlöschwesen einen schweren Verlust. Ludwig Jung war von Geburt kein Bayer, er wurde am 2. April 1835 zu Darmstadt geboren, aber er siedelte schon nach Beendigung seiner Studien nach München über, war dort als Inspeltor der Aachen-Münchener Feuerversicherung tätig und hat fortan sein ganzes Leben und Wirken in den Dienst des Feuerlöschwesens, namentlich des bayerischen, gestellt. Als Jung seine Tätigkeit begann, lag dieses sehr darnieder, er gründete deshalb mit andern am 10. September 1866 die Freiwillige Feuerwehr Münchens, in der ihn das Vertrauen der Mannschaft an die Stelle des zweiten Vorstandes berief. Später rückte er zum ersten Vorstand auf. Aber er strebte danach, nicht nur Bayern, sondern ganz Deutschland die Segnungen einer geordneten Hilfe bei Feuersgefahr zuzuwenden; mit begeisterter Beredbarkeit setzte er es durch, daß ein allgemeiner Landesverband gegründet wurde, und konnte schon am 13. April 1868 den ersten Bayerischen Feuerwehrtag einberufen, an dem von 215 freiwilligen Feuerwehren 115 vertreten waren. Seitdem stand Jung ununterbrochen an der Spitze des größten aller Feuerwehverbände, der heute 7518 freiwillige Wehren und 503 000 Mann zählt. Andere Länder folgten seinem Beispiel. Wieder war es Jung, der 1875 eine Reform der nicht mehr zeitgemäßen Verbandsstatuten schuf, und eine Mitemerklichkeit richtete sich auch auf alle andern Bedürfnisse des Feuerlöschwesens. Ihm verdankt Bayern die Regelung der Wasserlieferungsfrage, ihm verdankt die Feuerweh die Unterstützungsweisen mit der reich dotierten Sterbefasse, und der letzte Wunsch des fast sterbenden Mannes war die Gründung eines Feuerweh-Zentralvereins.



Ludwig Jung †.

Der deutsche Männergesangsverein „Liederkranz“ in Kairo. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Es ist ein echt deutscher und rührender Zug, daß die in Kairo lebenden Deutschen vor zwei Jahren



Die Gedanseier des deutschen Männergesangsvereins „Liederkranz“ in Kairo.

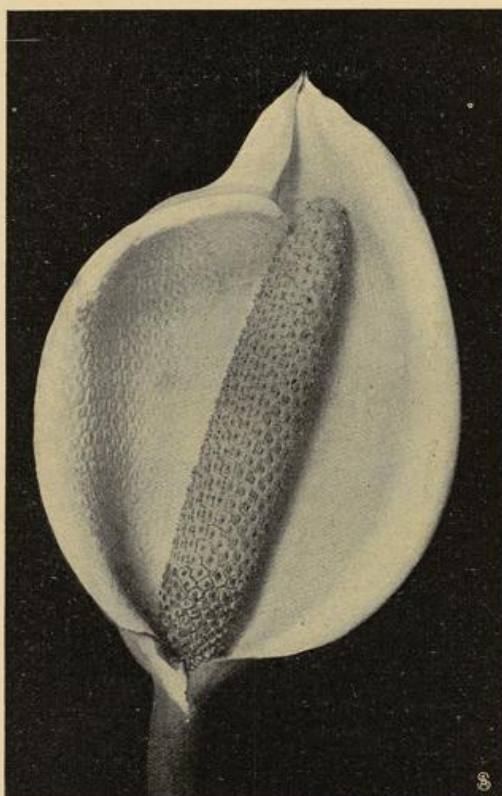
einen Männergesangsverein gegründet haben, um auch fern der Heimat das deutsche Lied pflegen zu können. Die Darbietungen des Vereins haben die Aufmerksamkeit weiter Kreise hatten ihre Freude an den musterhaft durchgeführten Gesängen, als sie auf die Einladung des Vereins zu seinem Sommerfest, am diesjährigen Sedantag, erschienen waren. An 400 Zuhörer hatten sich eingefunden mit dem deutschen Konsul Herrn Dr. Gumprecht an der Spitze. Mit wehmütiger Innigkeit und wunderbarer Tonfärbung zogen die lieben alten Klänge über die blühenden Reisfelder und das Kaffadenwäldchen hin, und auch der Humor kam nach der deutschen Sentimentalität zu seinem Recht: die fidele Alpentruppe der bayrischen Mitglieder tanzte vor einer naturgetreuen Almhütte juchzend Schuhplattler, und ulkigste Schaubuden aller Art, Spiele und Wettkämpfe, Kundengesänge und prächtige Jodlerinnen, Illumination und Tanz sorgten für gute Stimmung und einen fröhlichen Verlauf des schönen Festes. Es war ein echtes deutsches Volksfest, das auf dem uralten ägyptischen Boden sich abspielte, und das ein herzliches Einvernehmen Deutsche, Österreicher und Schweizer vereinte, war das Allerhöchste daran. Der lichte Tropenhimmel spannte sich über einem Stück Heimat aus und die Sphären tauchten Träume der Ewigkeit über dem bunten vergänglichem Bild.

Pinanonablüten. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Wer hat unter dem bescheidenen Blumenzweig der nach guter deutscher Sitte im Bürgerhaus gehegten Pflanzen, wohl nicht von Kindheit an seine Lieblinge gehabt? Und wenn die Calla, wie es der Fall zu sein pflegt, nicht darunter fehlte, wer hätte nicht früh schon sich an ihrem edlen Bau, ihrem reinen, so keusch anmutenden Weiß entzückt? Aber eine ganze Wiege voll, ja unabsehbare Strecken von Arazeeen zu schauen, das ist wenigen Sproßlingen des deutschen Bürgerhauses vergönnt. Wenn dieses Glück in den tropischen oder subtropischen Heimatsturen der Arazeeen zuteil geworden ist, der vergißt den Eindruck ebensowenig, wie er das Bild der einzelnen Calla am Fenster neben dem Nähtisch seiner Mutter vergaß. Eine der poetisch reizvollsten Landstriche des mittleren Amerika sind die von Vulkanen gesäumten Hochländer Mexikos. Man glaubt es zunächst nicht, weil man auch starke Eindrücke der Erde empfängt: wer sich aber in die Reize der Landschaft

innig vertieft, der wird auf fast zu Sumpfen gewordenen

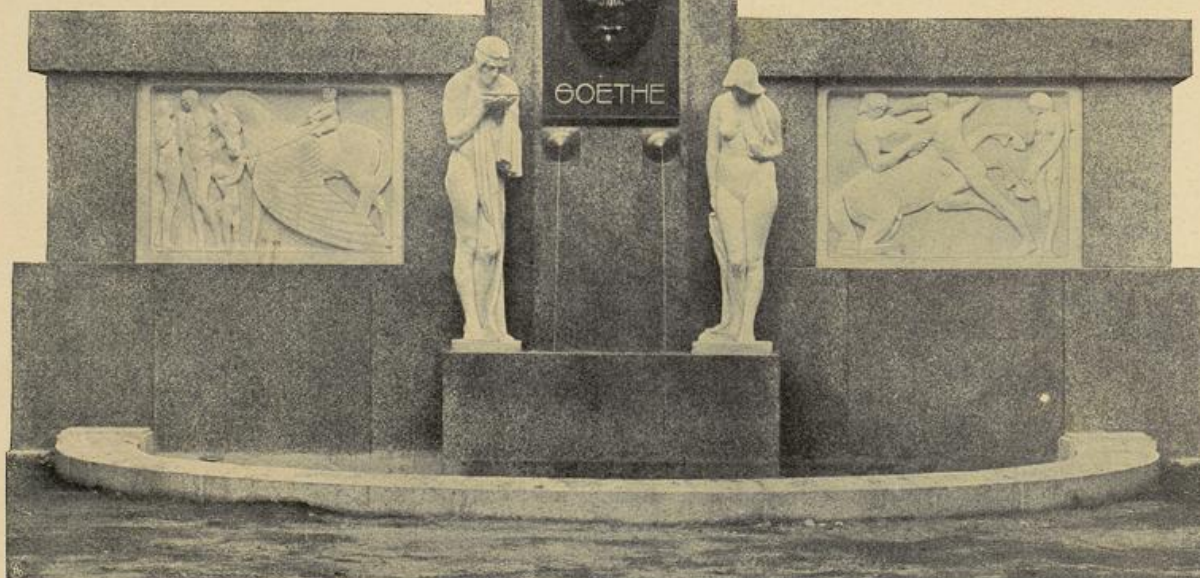
eine schier unergründliche Schönheitsfülle Umgebung der Hauptstadt in den unter Wasserbeden und Kanälen der untergegangenen Aztekenkultur Landschaftsbilder, die jeden Maler begeistern müßten und die mit der lauschigen Einamkeit ihrer Wasserläufe und der Fülle ihrer Blumen lebhaft an ähnliche Szenarien in Siam oder Japan erinnern, ja, in gewisser Weise auch an Spreewald- oder Niederungslandschaften der Unterelbe. Dort finden wir auch jene Pinanonafamilien, die, namentlich wenn der Vollmond sein bleiches Licht über sie ausgießt, uns in ein Märchenland versetzen, das wir mit Shakespearescher Phantasie durch Esen und Wassergerichte beleben möchten.

Der Goethe-Brunnen in Franzensbad. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Am 9. September ist in Franzensbad zur Erinnerung an Goethes Besuch ein Goethe-Brunnen feierlich enthüllt worden. Es liegt eine lyrische Stimmung über diesem Monument, einer Schöpfung von Karl Wilfert d. J., ein poetische Hauch, der den Beschauer gefangen nimmt. Der mächtige eindrucksvolle Bronzekopf des sechzigjährigen Goethe ist in den Mittelteil des Denkmals eingelassen, darunter ergießen sich zwei feine Wasserstrahlen in das vorgelagerte Sammelbecken. Zwei große Marmorbilder, „Wahrheit“ und „Schönheit“, erheben sich zu beiden Seiten, während in die abschließende Granitwand noch Symbolisierungen von „Lyrik“ und „Drama“ eingelassen sind. Die beiden nackten Gestalten aus kararischen Marmor, die die Wahrheit und Schönheit verkörpern, links der vom Born der Wahrheit trinkende Jüngling, rechts die klassisch schöne Frauengestalt. Die sinnvolle Gliederung der Architektur und die



Pinanonablüte.

prächtige Abtönung des gelblichen Granits, der dunkeln Bronze und des leuchtenden Marmors sind von wunderbarer Wirkung, von der unser Bild nur einen schwachen Begriff geben kann. Aus Anlaß der Enthüllung des hier besprochenen Goethe-Denkmal ist auch eine Goethe-Festschrift erschienen, in der die verschiedenen Goethe-Erinnerungen der Franzensbader Gegend Ansichten von Franzensbad aus jener Zeit und Goethes eigene Aufzeichnungen über seine dort gemachten geologischen Studien usw. enthalten sind. Auch ein paar wenig bekannte Goethe-Bildnisse und der Kopf der von Goethe so ausgezeichneten Sylvia von Ziegejaar schmückten die stattliche Festschrift.



Der Goethe-Brunnen in Franzensbad.

Ausgeführt von K. Wilfert d. J.

Druck und Verlag Ernst Reil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner beide in Berlin. — In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Birth in Wien. Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

e
e
t
r
r
r
.
r
e
e
r
r
)
,
y
t
d
r
e
t
s
e
r
e
i
i
)
o
i
t
r
e
e
i
e
y
i
e
e



Weinlese am Neckar.
Gemälde von C. Spitzweg.

